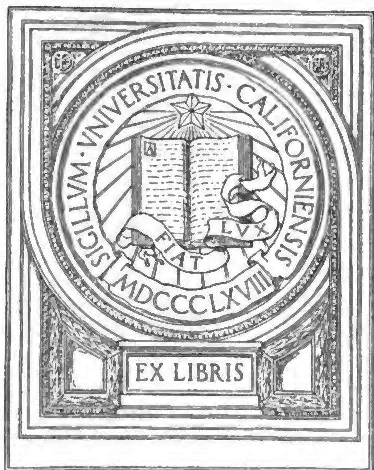
Palaestra vitae

Paul Cauer


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

PALAESTRA VITAE.

Das Altertum

als

Quelle praktischer Geistesbildung.

Von

Paul Cauer.

Zweite, vielfach verbesserte, auch vermehrte Auflage.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1907.

In multis versandum,
in uno habitandum.

Meinen Brüdern

Professor Wilhelm Cauer

in Charlottenburg

und

Prof. Dr. Friedrich Cauer

in Elberfeld.

Vorwort.

Als ich in der ersten Hälfte der neunziger Jahre in Vorlesungen an der Universität Kiel die Aufgaben des philologischen Unterrichtes wiederholt besprach, gliederte sich der Stoff, von einer historischen Einleitung abgesehen, naturgemäß in drei Hauptabschnitte: Lektüre, Grammatik, Realien. Aus den beiden ersten sind „Die Kunst des Übersetzens“ (3. Aufl. 1903) und „Grammatica militans“ (2. Aufl. 1903) hervorgegangen, Schriften, die in den Kreisen der Berufsgenossen freundliche Aufnahme gefunden haben, auch von reiferen Schülern mit Erfolg benutzt worden sind. Von dem Inhalte des dritten Abschnittes gab dann die Abhandlung eine Probe, die Ostern 1900 den Jahresbericht für das Städtische Gymnasium und Realgymnasium zu Düsseldorf begleitete: „Wie dient das Gymnasium dem Leben? Ein Beitrag zu den Aufgaben praktischer Geistesbildung“. Dieses Programm ist in das vorliegende Buch in der Weise aufgegangen, daß eine Reihe von Kapiteln hinzugefügt, die älteren an vielen Stellen erweitert wurden, so daß, als die „Palaestra vitae“ zum erstenmal unter diesem Titel erschien (Ende 1902), im ganzen mehr als die Hälfte des Textes neu war. In der jetzigen Auflage ist wieder manches hinzugekommen, anderes gebessert; die An-

merkungen, die sich ja mit dem gegenwärtigen Stande der berührten Fragen auseinanderzusetzen hatten, sind zum größeren Teile neu geworden.

An Beifall hat es dem Buche nicht gefehlt, doch auch nicht an tadelnder Kritik. Soweit diese sich auf einzelne Stellen bezog, an denen ein Versehen berichtigt, der Ausdruck eines Gedankens schärfer gefaßt werden konnte, bin ich gern der Anregung gefolgt, auch wo sie nicht eben in freundlichem Sinne gegeben war. Solcher Widerspruch aber, der das Unternehmen an sich betraf, durfte mich nicht bestimmen. Von der einen Seite hieß es, der philologische Unterricht werde hier in den Dienst einer ihm fremden Aufgabe gestellt, über Verhältnisse des praktischen Lebens, über Mathematik Naturforschung Erdkunde Belehrung zu bieten, und werde zu diesem Zwecke mit künstlich herangezogenen Notizen belastet. Von anderen wurde auf die Unvollständigkeit eben dieser Notizen hingewiesen, das Fehlen ganzer Abschnitte, wie über antike Musik und Medizin, ernstlich gerügt. Auf beide scheinbar entgegengesetzte Vorwürfe ist im Grunde dasselbe zu antworten: daß ich schon darauf geantwortet habe.

In der Einleitung (S. 6. 8 beider Auflagen) war deutlich gesagt, daß es mir nicht darauf ankomme Kenntnisse mitzuteilen, sondern zu einer Betrachtungsart anzuregen. Deshalb riet ich im Schlußworte (S. 136, jetzt S. 144) dringend, gewisse Abschnitte aus dem Wilamowitzschen Lesebuch dem Fachunterrichte zu überlassen. In der lateinischen und griechischen Stunde sollen realistische Wissenschaften nicht ihrem Stoffe nach behandelt, sondern nur um des Gewinnes willen berührt werden, den ein Ausblick auf ihre Arbeit für das Verständnis griechischen und römischen Geisteslebens ergibt. Die Schüler sollen gewöhnt werden, die Personen, von denen sie bei Dichtern und Geschichtschreibern lesen, nicht wie Namen, allenfalls wie Begriffe hinzunehmen, sondern sich als wirkliche Menschen, inmitten eines allseitigen, dem unseren innerlich verwandten

Daseins vorzustellen.*) Ohne greifbare Beispiele kann solche Gewohnheit nicht erzogen werden; aber alle Beispiele sind nur Mittel zum Zweck. Der eine Lehrer wird diese der andre jene Stelle des Gelesenen benutzen, um Aufmerksamkeit zu wecken, Phantasie herauszufordern. Und jeder wird, zur Belebung, aus dem was er sonst weiß und was ihn selbst beschäftigt, manches beibringen, aber auch dies nicht zwei Männer vollkommen übereinstimmend. Darum schließt — und schloß — die Einleitung der „Palaestra vitae“ mit den Worten: „Sehr möglich wäre es und durchaus erwünscht, daß ein im wesentlichen Gleichgesinnter ein ähnlich wirkendes Bild aus vielfach anderen Linien und Farben, wie persönliche Erfahrung sie ihm gerade vertraut gemacht, zu schaffen unternähme.“

So wenig Gewicht ich demnach auf die Einzelheiten des Materials lege, das hier verarbeitet ist, so sehr erscheint mir der allgemeine Gedanke, der damit begründet werden sollte, wichtig, ja unentbehrlich. Heute noch mehr als bei der ersten Veröffentlichung. Erfahrungen der letzten Jahre haben mir gezeigt, wie viel noch den Freunden des Gymnasiums an der rechten Würdigung des Tatbestandes fehlt, daß dessen Sache dauernd aufs äußerste gefährdet ist. Es hilft nichts, vergangene Zeiten zu preisen; es genügt nicht, zerstörenden Tendenzen, wo sie hervortreten, mit Abwehr zu begegnen. Gewiß ist es notwendig, das Lateinschreiben in Prima und in der Reifeprüfung gegen die Verständnislosigkeit zu verteidigen, die diesen Rest ernsthafter Sprachschulung preisgeben will. Aber eine bloß defensive Haltung wird nie zum Siege führen. Es gilt, dem altklassischen Unterricht innerlich neuen Boden zu gewinnen,

*) In ähnlicher Weise den geschichtlichen Unterricht auch der realistischen Anstalten zu bereichern ist die Absicht eines verdienstlichen Buches von Heinrich Wolf: Klassisches Lesebuch. Eine Einführung in das Geistes- und Kulturleben der Griechen und Römer in Übersetzungen ihrer Klassiker. 2 Bändchen. Weißenfels 1906.

den Geist des Altertums mit dem ganz modernen Geiste, der heute lebt und als lebender sein Recht hat, in engste Beziehung zu bringen, daß sie sich gegenseitig befruchten. Seit den Zeiten, da das höhere Schulwesen in Deutschland auf die wiedererwachende Antike gegründet wurde, ist diese nicht als unwandelbare Überlieferung stehen geblieben, sondern hat im Wechsel der Geschlechter selbst wiederholten und bedeutenden Wechsel erfahren. Wie die Beleuchtung, in der das Altertum den Gelehrten erschien, so änderte sich die klärende Wirkung, die von ihm ausging, so war es jedesmal eine etwas andere Art, in der es der Gegenwart half, sich selbst und ihre Aufgaben zu verstehen. Eben dies muß aufs neue für unsere Zeit geleistet werden — oder das Gymnasium wird aufhören zu existieren.

Nun gut, mag es aufhören; es ist ja nicht um seiner selbst willen da, sondern hat Wert nur durch Dienste, die es leistet. Können diese von andrer Seite besser geleistet werden, so wäre es übel angebrachte Pietät, eine veraltete Einrichtung gewaltsam festzuhalten. — So könnte jemand sprechen, und hätte fast recht. Er würde ganz recht haben, wenn das feststünde, was bei solchen Reden vorausgesetzt wird. Aber ist wirklich von andrer Seite ausreichend dafür gesorgt, daß unsere Zeit sich selbst und ihre Aufgaben richtig versteht? Darauf allein kommt es doch an. Sehen wir uns um auf welchem Gebiet es immer sei! auf dem friedlichen der Kunst, die für ein geistiges Wesen in Wort oder Bild den eigenartigen Ausdruck schaffen möchte, oder da wo wirtschaftliche Kräfte beherrscht und gelenkt werden sollen, wo es gilt soziale Pflichten zu erfüllen, oder in den großen Verhältnissen der Welt, in denen die Nation umringt von Feinden ihren Platz behaupten, und das heißt ausdehnen, soll: ist überall alles aufs beste bestellt? Ist unser Volk selbstgewiß in seinem Wünschen? von klaren und starken Köpfen geleitet? verstehen es die Männer, die im öffentlichen Leben und in verantwortungsvollen Stellungen tätig sind, aufrichtige Hingabe an

ein Ganzes mit kräftiger Wahrung einer eigenen Persönlichkeit zu verbinden? Wahrhaftig, der Befund auf solche Fragen ist nicht so glänzend, daß es gestattet wäre, irgend einer geistigen Macht die zu helfen verspricht, wenn sie nur sonst schon Proben ihrer Leistungsfähigkeit gegeben hat, den Spielraum des Wirkens zu versagen.

Man wird einwenden, von einem Einflusse des lateinischen und griechischen Unterrichtes auf all diese Dinge sei doch eigentlich nicht die Rede. — Geredet wird davon allerdings wenig; doch darin liegt eben das Gute. Wo man in ausgesprochener Weise darauf hinarbeitet, eine bestimmte Gesinnung hervorzurufen, da ist Unselbständigkeit bei den Schwachen, bei Schlauen Heuchelei, bei den Besten Widerwille das natürliche Ergebnis. Wer eine große und gute Sache zu vertreten hat, muß von der Überzeugung beseelt sein, daß er sie nicht besser fördern kann, als indem er ihr Verständnis fördert. Dies aber geschieht am wirksamsten durch Vergleichung. Wollte ich Beispiele hervorheben, um zu zeigen wie das bei einer deutschen Erziehung durch Griechen und Römer zutrifft, so würde ich eben den Fehler begehen, vor dem hier gewarnt werden soll. Dieses ganze Buch ist nur eine Mahnrede über das Thema: Lernt aus der Vergangenheit die eigne Zeit begreifen.

Wir Philologen stehen an Gegenwartsfreude und Zukunftshoffnung niemandem nach. Eben deshalb stimmen wir nicht in den Ruf ein, mit dem falsche Propheten unsere Jugend irre machen wollen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" Unsere Aufgabe ist es, das Wehe der Teufelsweisheit in ein Wohl zu verwandeln. Und dies kann gelingen: die Verschmelzung von Gegensätzen, nicht ein schwächlicher Mittelweg ist es, was zum Ziele führt. Vergebens hat sich das Gymnasium eine Zeitlang bemüht, den fortschreitenden Bedürfnissen der Zeit dadurch gerecht zu werden, daß es immer mehr Altes hinauswarf und Neues hereinnahm; es muß innere statt äußerer Verbindung

suchen, antiken Stoff im vollsten Maß und im höchsten Sinne moderne Betrachtungsweise miteinander pflegen. Und indem der philologische Unterricht hierauf ausgeht — ererbten geistigen Besitz treu zu bewahren, doch mit offenem Blick in ein geändertes Weltbild einzuordnen — hilft er zugleich eine Kunst üben, auf der überall auch sonst in menschlichen Verhältnissen die Stetigkeit und Sicherheit der Entwickelung beruht. Fortschrittlich sollen wir gestimmt sein zur Würdigung neu entstehender Aufgaben, konservativ, wo es gilt lebendige Kräfte wirksam zu erhalten.

Münster i. W., Ende Januar 1907.

Paul Cauer.

Inhalt.

Einleitung.

Die Lebenskraft des Altertums.

Merses profundo, pulchrior evenit.
Horaz.

„Wie kam es, daß die Humanisten des fünfzehnten Jahr„hunderts, dem Altertum nachgehend, eine neue Welt ent„deckten, gleichwie Kolumbus, ausgefahren um einen neuen „Weg nach Indien zu suchen, Amerika fand?“ So fragt Pasquale Villari in der Einleitung seines Werkes über Machiavelli und dessen Zeit. Und er antwortet: Weil die literarischen Formen, „zum erstenmal von den Griechen und Römern ent„deckt, bei ihnen auch immer die ganze Kraft, den Glanz und „die Ursprünglichkeit behalten, welche Kunstwerke nur im „Augenblick ihres Entstehens haben. Das Zurückgehen auf die „Vergangenheit erschien daher als ein natürlicher Fortschritt, „das neue Beginnen wie ein Erquicken an der ursprünglichen „Quelle.“ — Diese Quelle strömt heute noch, ja reiner und voller als jemals früher, und belohnt den, der zu schöpfen weiß, mit erfrischendem Trunke. „Es gibt nur ein Studium, durch welches „man nicht von der Hauptsache auf Unwesentliches abgelenkt „wird, und das ist die Lektüre der alten Klassiker. Denn bei „ihnen sind alle Vorgänge auf die natürlichsten Verhältnisse „zurückgeführt.“ In diesen Worten sprach der greise Feldmarschall Graf Blumenthal aus, was für ihn die Antike gewesen war[1]).

Also der Glaube, daß in den Werken der Alten eine Kraft lebt die Augen hell zu machen und den Sinn für das Eigentliche der Dinge zu wecken, ist nicht auf solche beschränkt, die sich berufsmäßig mit ihren Werken beschäftigen. Aber entschieden, ja leidenschaftlich wird dieser Glaube bestritten. Nicht nur in Deutschland, sondern ebenso in England und Frankreich, ist die öffentliche Meinung dem Studium der Griechen und Römer abgeneigt; man meint, deren Aufgabe sei erfüllt, ein modernes Volk vermöge die Bildung der Jugend mit eignen Mitteln zu leisten. In Italien selbst, auf dem Boden der alten Kultur, vollzieht sich dieser Wandel; ja, was merkwürdig genug ist, auch Rußland wird von ihm berührt. Während es im großen ein Bild tiefgreifender Erschütterung bietet, bei der die Grundlagen wirtschaftlichen und politischen Bestandes gefährdet sind und für die Pflege edler Menschlichkeit kein Raum bleibt, sind doch diejenigen Kreise, die überhaupt an europäischem Geistesleben Anteil haben, vor dieselben Fragen der Erziehung gestellt, die auch uns beschäftigen. Das hat mittelbar vor kurzem Zielinski bewiesen, indem er vor einem zahlreichen Petersburger Publikum den Kulturwert der Antike gegen Zweifel und Angriffe verteidigte. Das aus diesen Vorträgen entstandene, an Gedanken wie an Anschauungen reiche Buch[2]) liefert vortreffliche Waffen für den Kampf, in dem wir selber stehen.

Denn dieser Kampf darf nicht so geführt werden, daß wir, nach bekannten Mustern, nun unsrerseits die moderne Bildung herabzusetzen suchen, ihr etwa vorwerfen, sie dringe nicht ins Innere, lasse das Gemüt kalt, den Geist leer, den Willen ungestählt. Das wäre eine schlechte Probe des veredelnden Einflusses, den der Verkehr mit den Alten ausüben und der sich besonders darin äußern soll, daß er dem einzelnen ein duldsames Verständnis für die abweichenden Meinungen andrer gibt. Die Stellung des Gymnasiums unter den Schulen neuerer Art läßt sich am besten durch ein Bild erklären. Dem Angehörigen eines alten Adelsgeschlechtes, der als Richter oder Lehrer oder Verwaltungsbeamter mit anderen zusammen tätig

ist, würde man es heutzutage sehr verübeln, wenn er zu verstehen gäbe, daß er sich für etwas Besseres halte als seine bürgerlichen Kollegen. Die Zeiten sind vorbei; gleiches Recht gilt wie vor dem Gesetz auch vor den Aufgaben des Berufes. Aber das kann ihm kein Mensch verdenken, wenn er im innersten Winkel seines Herzens spricht: „Wartet nur! ich will euch zeigen, welches Feuer noch im adligen Blute lebt; daß die Erbschaft einer grossen Tradition keine Last ist die niederdrückt, sondern ein Gewicht das Schwungkraft verleiht. Eben die Aufgaben im Dienste des gegenwärtigen Lebens, denen ihr euer Können widmet, die will ich angreifen und will, unter gleichen Bedingungen wetteifernd, mich bemühen sie besser zu lösen als irgend ein andrer. Und wenn mir Gutes gelingt, mögt ihr dann immer sagen, das sei nicht durch meine Herkunft sondern trotz ihrer geschehen: das Geleistete selbst werdet ihr stehen lassen müssen, und die große Gemeinschaft, deren Glieder wir alle sind, wird den Gewinn davon haben.“ — So könnte das Gymnasium sprechen, so sollte es sprechen. Aber nur bei sich selbst; aller äußeren Vornehmheit muß es absagen. Es darf nicht den Anspruch erheben, ein besonderes Bildungsideal vorzuzeichnen, sondern soll schlecht und recht eben das Ziel zu erreichen suchen, das die anderen verfolgen: die Erziehung tüchtiger Menschen, die im stande sind unserer Zeit und unserm Volke zu dienen. Ja, aus solcher Selbstbescheidung müssen ihm neue Kräfte erwachsen.

Die Vertreter der jüngeren Schulwissenschaften — der Physik und Geographie, der neueren Sprachen — sind ohne Zweifel dadurch im Vorteil, daß sie an einem neuen Aufbau und Ausbau schaffen. Die Stoffe, die sie behandeln, sind noch nicht nach allen Richtungen durchgearbeitet: es gilt noch die Mittel zu erproben, die am besten das Interesse und das Verständnis der Lernenden wecken, herauszufinden, wo in der Fülle des Wissenswerten die eigentlich geistbildenden Elemente liegen. Das gibt ein eifriges Forschen und Versuchen, ein frisches Treiben in Versammlungen und Zeitschriften, ein Ge-

fühl des Vordringens, das auch über vereinzelte Mißerfolge hinweghilft. Bei den Lehrern der alten Sprachen ist es leider nichts Ungewöhnliches, daß sie als Hüter einer ehrwürdigen Überlieferung still sitzen und zusehen, bequem und sorglos oder resigniert und verdrießlich, nach der Natur eines jeden. Das wird anders werden, sobald wir uns klar machen, daß auch an uns die ueue Zeit neue Forderungen stellt[3]). Darum ist Homer ewig, weil er aus der Fülle des Geistes, der in ihm lebt, jedes Geschlecht der vergänglichen Menschen mit den Zügen anblickt, die ihm verständlich sind und an denen es sich erquicken mag; und darum ist das Altertum ewig, weil es einer jeden Generation die Fragen beantworten und die Aufgaben lösen hilft, die ihr vor anderen am Herzen liegen. Im Mittelalter waren die Schriften der Alten die Fundstätte für alle Wissenschaften. Das waren sie nicht mehr im Zeitalter des Kopernikus. Aber nun hatte der wiedergeborene Geist des Klassizismus einen anderen Schatz in ihnen entdeckt: sie wurden die Vorbilder für die eigene literarische Produktion der Kulturvölker, die noch an die lateinische Sprache gebunden blieb. In dieser Übung erwuchs und erstarkte allmählich die Kraft, die in den folgenden Jahrhunderten nationale Literaturen, zuletzt in Deutschland, hervorbrachte. Es schien, als habe das Altertum seine Arbeit getan und könne gehen. Doch Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt ergriffen es von einer neuen Seite. Für sie bedeutete „Bildung“ so viel wie Ausbildung des ästhetischen Sinnes, Anschauung und Darstellung des Menschentums in seiner edelsten Gestalt; dazu half das Studium der Antike. Seitdem ist es anders geworden. In Kämpfen, die nicht um das Wahre und Schöne geführt wurden sondern um Leben und Wohlstand, ist das heutige Deutschland erwachsen; in Kämpfen, politischen und wirtschaftlichen, soll es sich behaupten. Wer mit dem Anspruch auftritt, daß in diesem Deutschland eine Erziehung durch Griechen und Römer noch ihren Platz habe, wird beweisen müssen, daß sie den jugendlichen Geist nicht von der Welt, die uns umgibt,

ablenkt, vielmehr tüchtig machen hilft sie zu begreifen, um dereinst in ihr zu wirken.

Im Mittelpunkte des Unterrichtes steht die Sprache, die Trägerin aller Kenntnisse und Vorstellungen, die wir anderen mitteilen oder von anderen empfangen. Von den Formeln der Mathematik und Chemie abgesehen müssen alle Gedanken, die zur Klarheit kommen sollen, in sprachliche Form gebracht werden. Das geschieht bei neuen Gedanken nur durch hartes Ringen mit dem Stoff; und zwar nicht bloß bei denen, die überhaupt neu sind, sondern auch bei solchen, die nur der einzelne Mensch für sich zum erstenmal erlebt. Da ist denn das Suchen nach dem treffenden sprachlichen Ausdruck die wirksame Handhabe, um den Stoff zu bewältigen, ganz einerlei, welchem Gebiet er angehört: ob einem wissenschaftlichen oder dem des privaten, geschäftlichen, öffentlichen Lebens. Weiter aber! In all diesen Lebensverhältnissen sind wir fortwährend darauf angewiesen, mit anderen Menschen auszukommen, ihren Beistand zu gewinnen oder Widerstand zu beseitigen, sie zu leiten oder uns nach ihnen zu richten, oft beides zugleich. Das alles wird umsomehr gelingen, je besser wir die anderen verstehen: nicht nur dem Wortsinne nach, was sie — vielleicht ungeschickt genug — sagen, sondern auch den eigentlichen Sinn dessen, was sie meinen, wie sie empfinden. Ohne diese Fähigkeit ist ein Leben in gesitteter Gemeinschaft unmöglich. Erworben aber oder herangebildet wird sie durch nichts so gut wie durch die Beschäftigung mit einer schwierigen und gedankenreichen fremden Sprache, wo die Lernenden immer aufs neue dazu angehalten werden, nicht bei einer oberflächlichen Erfassung des Wortlautes zu verharren, sondern tiefer zu dringen bis zu dem, was der Redende im Grunde meint und sagen will.

Von solchen Betrachtungen aus den philologischen Jugend-Unterricht zu verteidigen ist ein dankbares Unternehmen, für dessen Durchführung in der letzten Zeit so manches geschehen ist. Aber es bedarf der Ergänzung. Die sprachliche Form

soll, wenn auch der wichtigste, doch keineswegs der einzige Gegenstand unsrer Bemühungen sein; sonst wäre die Besorgnis, daß darüber die Beschäftigung mit den Sachen selbst, dem wirklichen, greifbaren Inhalte des Lebens zu kurz komme, nicht unbegründet[4]). Man hat ja gemeint, diese Dinge dadurch hereinbringen zu können, daß von außen „reale Fächer“ in wachsender Zahl und mit gesteigertem Betriebe neben Latein und Griechisch gestellt wurden. Daraus ist denn die bunte Fülle des jetzt herrschenden Lehrplanes entstanden, die zur Überlastung wie zur Oberflächlichkeit geführt hat. Der rechte Weg ist ein andrer. Jede ganze Wissenschaft hat ihre Berührungen mit allen Zweigen des menschlichen Daseins; und vollends die klassische Philologie hat sie, deren eigentlicher Inhalt es ist, eine Periode reichsten Kulturlebens zu verstehen und darzustellen. Zu all den mannigfaltigen Interessen und Aufgaben, von denen die moderne Kultur erfüllt und durchsetzt ist und zersprengt zu werden droht, liegen dort die Ansätze, erkennbar noch wie sie aus gemeinsamer Wurzel hervorkommen, und verständlich in ihrer einfachen Gestalt. Diese Keime gilt es aufzusuchen und zu pflegen. Wer sich ihrer mit empfänglichem Geiste bemächtigt hat, der wird in reiferem Alter das, was die folgenden Zeiten daraus entwickelt haben, mit gewecktem Blick zu durchschauen und so auch den Charakter der eigenen Zeit selbständig zu begreifen vermögen. Also nicht dadurch sollen wir unsere Schüler mit der Gesamtheit menschlicher Kräfte und Betätigungen bekannt machen, daß wir Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften bis zur Vollständigkeit vortragen, weiter Wirtschaftslehre, Kunstgeschichte, Politik unter die Lehrfächer des Gymnasiums aufnehmen, sondern indem wir innerhalb des philologischen Unterrichtes die geographischen, wirtschaftlichen, politischen Elemente verfolgen und das Leben der beiden Völker, die vor anderen die Erzieher des Menschengeschlechtes gewesen sind, in seiner Totalität zu erfassen suchen. Junge Männer, die so gebildet die Schule verlassen, mögen durch die Menge fertiger

Kenntnisse von andern übertroffen werden; sie werden in der Klarheit der Grundanschauungen, in dem Verständnis für den inneren Zusammenhang getrennter Lebensgebiete und vor allem darin ihre Überlegenheit haben, daß ihnen bei neuen Erscheinungen und Aufgaben die rechte Fragestellung gelingt. Richtig zu fragen ist schwerer und wichtiger als richtig zu antworten.

Eine solche Behandlung des Altertums ist nun aber ganz undenkbar, wenn das Griechische ausgeschlossen wird. Man wendet uns ein, es sei doch noch gar nicht so lange her, daß sich die meisten Gelehrtenschulen mit der lateinischen Sprache begnügt hätten; erst Wilhelm v. Humboldt habe die griechische zu einem notwendigen Stück der Gymnasialbildung gemacht. Das ist richtig; aber in den hundert Jahren hat eben die Wissenschaft vom Altertum einen tiefgreifenden Wandel erfahren. Damals sah man das ältere, fremdere Volk durch das Medium des jüngeren, näher stehenden an. Die Sprache der Gelehrten war noch überwiegend die lateinische; und schon dies bewirkte, daß die Gedanken des Forschers nicht so unmittelbar an die griechische Welt herankamen wie jetzt, wo er von ihr und der römischen gleichmäßig deutsch redet. Die latinisierten Formen mancher Namen, wie Ulysses, Aiax, Darius, Cimon, sind erst jetzt im Weichen oder halten immer noch stand. Doch die römische Färbung lag nicht bloß in der Sprache: Mythologie lernte man aus Ovid und Vergil, Philosophie aus Cicero; als antike Kunst galt im wesentlichen das, was der Geschmack des augusteischen Zeitalters festgehalten hatte. Wie ist das anders geworden! Wir haben gelernt aus den Quellen zu schöpfen, auf die Anfänge zurückzugehen, in Kunst, Poesie, Wissenschaft. Nicht nur daß Homer uns vertrauter ist als Vergil; auch Horaz, dessen Vorbilder verloren sind, wird sozusagen *sub specie Graecitatis* betrachtet. Ja, auf dem eigensten Felde der Römer, dem des Rechtes, vertieft sich mehr und mehr die Erkenntnis, wie viel dem grundlegenden Schaffen der Griechen verdankt wird. Ein Gymnasium ohne Griechisch ist eine moderne Schule, die sich der lateinischen Sprache zweck-

mässig bedient, um Französisch und Englisch gründlicher zu lehren; mit der Aufgabe, die Gegenwart und ihre geistigen Kräfte vom Altertum aus zu begreifen, hat sie nichts mehr zu schaffen.

Diese Gedanken berühren sich, wie man sieht, mit den Erwägungen, auf denen Wilamowitz' Griechisches Lesebuch beruht. Und es ist gut diese Übereinstimmung zu betonen, weil die gemeinsamen Gegner zahlreich genug sind, um den Wunsch vereinter Abwehr nahe zu legen. Was uns im Praktischen scheidet, ist, daß Wilamowitz die bisherigen Gegenstände der Schullektüre zu einem großen Teile beseitigen und statt ihrer andere einführen will, die den Zusammenhang der heutigen Kultur mit der antiken deutlich machen sollen, während ich immer versucht habe, in den klassischen Werken, die ohnehin, um ihrer Schönheit willen, gelesen werden, die Anknüpfungspunkte für solche Betrachtung zu finden, und deshalb die neuen Stoffe nur neben den altbewährten, als willkommene doch mit Maß zu verwertende Erweiterung gelten lassen möchte[5]). Von diesem Unterschied wird später noch die Rede sein. Hier sollte er nur dazu dienen, auf die Art der folgenden Mitteilungen vorzubereiten, bei denen mit Bewußtsein darauf verzichtet ist, das aus dem eignen Unterricht Mitgebrachte durch nachträgliche Studien zu vervollständigen. Mag man denn auf den Gebieten, die durchstreift werden, die Erwähnung manches interessanten Problems, manches bedeutenden Werkes der Wissenschaft vermissen, wenn dafür der Eindruck gewahrt bleibt, daß es erlebte Dinge sind, von denen berichtet wird. Sehr möglich wäre es und durchaus erwünscht, daß ein im wesentlichen Gleichgesinnter ein ähnlich wirkendes Bild aus vielfach anderen Linien und Farben, wie persönliche Erfahrung sie ihm gerade vertraut gemacht, zu schaffen unternähme.

I.

Exakte Wissenschaft.

Ἀγεωμέτρητος μηδεὶς εἰσίτω.
Platon.

Wenn wir vom „alexandrinischen Zeitalter“ reden hören, so denken wir an eine Periode, in der die eigentlich schöpferischen Kräfte in Poesie und Kunst erloschen waren, wo man sich eifrig bemühte die überlieferten Schätze zu sammeln, zu ordnen, zu erklären und für jede Gattung einen Kanon der besten Werke aufstellte, um aus ihnen die Regeln der Kunst abzuleiten; eine Zeit, die immer noch viel produzierte, aber mehr nach historisch gegebenen Mustern als nach unbewußt wirkenden Gesetzen; die über gewissenhafter Handhabung vergangener Stilformen nicht dazu gelangte, aus ihrem eigenen Leben heraus einen Stil zu erzeugen. Diese Anschauung ist so allgemein verbreitet, daß niemand es mißverstehen konnte, wenn von dem geistigen Zustand unserer eigenen Zeit gesagt wurde, er habe einen stark „alexandrinischen“ Zug[6]). Und nun lesen wir bei einem kundigen Manne, dem verstorbenen Christian Dillmann, dem Schöpfer des württembergischen Realgymnasiums, in einer Rede die von der Ähnlichkeit unserer Zeit mit der alexandrinischen handelt, den Satz: „Den Mittelpunkt des wissen„schaftlichen Lebens in Alexandrien bildeten die Mathematik und „die Naturwissenschaften,“ was dann durch Nennung der hervorragenden Gelehrten, die dort gewirkt haben, gerechtfertigt wird[7]). Wie stimmt das zusammen? — Der Philologe sieht in Kallimachos und Aristarch, der Naturforscher in Euklid und

Ptolemäos die Hauptvertreter alexandrinischen Geistes, weil jeder das am meisten beachtet, was seinem Interesse am nächsten liegt. Es wäre müßig, zu streiten wer von ihnen größeres Recht hat; genug, daß in dem wissenschaftlichen Leben jener Zeit beide großen Forschungsgebiete aufs wirksamste gepflegt wurden und Früchte hervorgebracht haben, von denen die Welt noch heute zehrt. Ganz natürlich, wenn durch die glänzende Entwickelung, welche die Naturwissenschaften bei uns jetzt genommen haben, die Aufmerksamkeit für das, was ihnen im Altertum vorgearbeitet ist, mehr geschärft wird[8]).

1. Daß auch die Schule Ursache hat auf diesen Zusammenhang zu achten, wird selbst von den Gegnern des Gymnasiums nicht bestritten, die mit seinen oberflächlichen Freunden darin übereinstimmen, daß sie das Verständnis der aus dem Griechischen stammenden gelehrten Fremdwörter als das Ziel ansehen, das hier erreicht werden könne oder müsse. Gewiß ist die Schaffung einer wissenschaftlichen Terminologie eine große Tat des griechischen Volkes, der Einblick in ihr Werden zugleich ein Einblick in die Geschichte des menschlichen Geistes. Aber es wäre ein gefährlicher Irrtum, wenn man diesen Gewinn, der sich nebenher und allmählich naturgemäß ergibt, zum eigentlichen Zweck machen wollte, der die ganze Beschäftigung der Jugend mit den Griechen zu rechtfertigen hätte. Denn sogleich würde der Einwand hervortreten, es sei doch ein mühseliger Umweg, die griechische Literatur von Homer bis Demosthenes zu durchwandern, um die Erklärung einer Anzahl von gelehrten Fachausdrücken davonzutragen; so viel Arbeit sei solcher Ertrag nicht wert. Der Einwand wäre vollkommen begründet. Eines Schulunterrichtes im Griechischen bedarf es für diese Aufgabe nicht; ja, er trägt nicht einmal viel zu ihrer Erledigung bei. Denn die meisten technischen Ausdrücke in den Naturwissenschaften und zumal in der Heilkunde sind entweder innerhalb des Altertums ganz jung, so daß sie in der Schullektüre doch nicht vorkommen,

oder gar erst von der modernen Wissenschaft mit Benutzung griechischer Wortstämme und Bildungsweisen hergestellt. Für ihre Erklärung ist ein gutes Fremdwörterbuch auch dem, der Griechisch kann, der gegebene Berater. Geistbildend und ins Innere der Gedanken hineinführend ist nur die Beschäftigung mit solchen Begriffen, die schon im Altertum eine Geschichte gehabt haben; und deren Verständnis freilich läßt sich nicht nachträglich durch ein paar lexikalische Erläuterungen mitteilen. Es darf aber auch nicht vordringlich als Ziel des griechischen Unterrichtes hingestellt werden, sondern muß aus dem, was dessen eigentlichen Inhalt ausmacht, von selbst entstehen.

Gleich das Wort „Geschichte“ selbst! Woher „Naturgeschichte“ ihren Namen bekommen habe, hat gewiß schon mancher Junge verwundert gefragt; die griechische Lektüre in Obersekunda bietet ungezwungene Gelegenheit den Zusammenhang aufzuklären. Ἡροδότου Ἁλικαρνησσέος ἱστορίης ἀπόδεξις ἥδε: „Von Herodot aus Halikarnaß ist das Folgende die Darlegung seiner Forschung.“ Daß er nicht bloß Geschichte erzählt, sondern auch aus Geographie und Naturwissenschaft berichtet, was er gesehen und gehört hat, bemerkt der Schüler selbst, je mehr er von dem Alten liest. Ganz allgemein „Forschung“ bedeutet ursprünglich ἱστορία, und bedeutet es noch in der gesamten griechischen Literatur[9]); des Aristoteles περὶ τὰ ζῷα ἱστορίαι sind nicht Geschichten von Tieren, sondern Forschungen über die Tiere. Erst als Fremdwort im Lateinischen ist *historia* überwiegend auf Erkundung und Darstellung dessen, was wir Geschichte nennen, angewendet worden, doch wohl unter dem Einfluß der einleitenden Worte Herodots, der als Schöpfer dieser Wissenschaft galt und schon bei Cicero den Beinamen „Vater der Geschichte“ erhält. Gleichzeitig aber behielt das Wort in Büchertiteln die umfassende Bedeutung; die *Historia animalium* des Stagiriten hatte der ältere Plinius im Auge, als er sein großes Werk *Naturalis historia* nannte; und von da ist die „Naturgeschichte“ in unsere Schulen gekommen.

Auch ein anderer wissenschaftlicher Grundbegriff — dessen

Entwickelung kürzlich durch eine erschöpfende Monographie aufgeklärt worden ist — gehört zugleich der Schule an, wo heute wie in Horazens Zeit die Lehrer mit den Kindern ihre Mühe haben, *elementa velint ut discere prima.* Ursprung und Bedeutungswandel liegen auf griechischem Gebiete, wo στοιχεῖα zuerst die „Reihenglieder", dann die alphabetisch geordneten Buchstaben bezeichnete. Erst in Platons Zeit kam der Gedanke auf, mit den Buchstaben als Teilen der Wörter die vorausgesetzten und gesuchten Grundstoffe der Dinge zu vergleichen. „Die Vergleichung konzentrierte sich zur Metapher, die Metapher verdichtete sich zum Terminus." Als solcher ist das Wort bei Aristoteles schon geläufig, der aber bezeichnender Weise gern einen gewissermaßen entschuldigenden Hinweis auf den Sprachgebrauch hinzufügt: τὰ καλούμενα ὑπό τινων oder τὰ λεγόμενα στοιχεῖα. Er hat den Begriff in mannigfachen Anwendungen noch differenziert, und ihm haben sich außer der eigenen Schule die Stoiker angeschlossen. Vorherrschend blieb die physikalische Bedeutung: letzte Grundstoffe, in welche die Körper aufgelöst werden können und die selbst nicht weiter zerlegbar sind; daneben gewöhnte man sich auch, die grundlegenden Lehrsätze der Mathematik στοιχεῖα zu nennen, schon vor Euklid, der dann diesen Gebrauch für immer befestigt hat. Beide Bedeutungen sind seit Lukrez und Cicero durch die Wiedergabe mit *elementum* ins Lateinische übergegangen, von da aus auch für unsere Sprache zu einem wertvollen Besitz geworden, den selbst die Manie moderner Puristen zu erschüttern nicht vermocht, kaum versucht hat. Alle die Wandlungen, die der Begriff im Altertum erlebt hat, sind von Diels ausführlich und lichtvoll dargelegt[10]). Die Hauptzüge seines Gedankenganges, der ja dem Gange eines wirklichen Geschehens auf diesem feinsten geistigen Gebiete entspricht, sind auch dem Primaner durchaus verständlich und sicher interessant, beides um so mehr, je öfter — bei reichlicher Lektüre — beide Worte vorkommen; denn für erklärende Besprechungen ist immer da der beste Platz, wo selbstbeobachtete

Abweichungen oder Widersprüche das Bedürfnis nach Aufklärung geweckt haben.

Dabei wird gewiß bald einmal aus dem Kreise der jungen Leute eine Äußerung des Stolzes laut werden, daß die heutige Naturlehre von den wirklichen Elementen der Dinge so viel mehr weiß als die der Alten. Dem gegenüber ist es doch nicht schwer zu zeigen, wie auch in dem, was Empedokles gefunden zu haben glaubte, ein guter Sinn keimend lag: Erde, Wasser, Luft entsprechen den drei Aggregatzuständen; das Feuer aber, das auch bei den Stoikern eine besondere Stellung über den drei anderen Elementen einnimmt[11]), ist die Kraft, die den Übergang aus einem Zustand in den anderen bewirkt. Vor allem aber: die großen Entdeckungen der Wissenschaft kommen nicht wie Athene aus dem Haupte des Zeus; langsam reifen sie heran, und dafür ist es die unerläßliche Vorbedingung, daß früh die rechten Fragen mit Entschlossenheit aufgeworfen sind. Das haben, gerade auch in der Naturlehre, die Griechen getan. Davon sogleich noch ein Beispiel!

Bei der Lektüre von Ciceros Tuskulanen, von Horazens Satiren und Episteln wird öfter Veranlassung sein über Epikur zu sprechen und der sehr unverdienten Geringschätzung entgegenzutreten, in die er durch den pharisäischen Hochmut derer, die ihn nicht verstanden, geraten ist. Dabei mag der Lehrer von dem Werke des Lukrez — das inmitten der Nöte des siebenjährigen Krieges Friedrichs des Großen Lieblingslektüre war — etwas erzählen und darauf hinweisen, wie der Gedanke der Entwickelung, der heute, von Lamarck und Darwin ausgegangen, alle Naturwissenschaft, ja überhaupt alle Wissenschaft beherrscht, in der Naturlehre des Epikur schon deutlich ausgebildet ist. Im Grunde hat auch er ihn bereits übernommen, von Demokrit, der mehr als hundert Jahre vor ihm lebte. In der Physikstunde können die Primaner gehört haben, daß Demokrit der Schöpfer der Methode ist, die Bewegungen und Veränderungen der Körper dadurch zu erklären, daß man sie aus allerkleinsten, nicht mehr zerlegbaren Teilen zusammen-

gesetzt denkt. Mit dem Begriff „Atom“, der damals geschaffen wurde, arbeitet die Wissenchaft noch heute; die Atomentheorie aber ist durch die Entdeckungen der modernen Chemie aufs glänzendste weitergebildet und bestätigt worden. Und doch bleibt sie, was sie zu Anfang gewesen ist, eine menschliche Weise die Dinge zu betrachten — das heißt ja θεωρία — die auf die letzte Frage nach dem Ursprung der Vorgänge in der Natur keine Antwort gibt. In einer Schrift, die in meiner Schülerzeit noch auf dem Gymnasium gelesen wurde, sagt Cicero im Zusammenhang einer Erörterung über Demokrit und Epikur: *utriusque cum multa non probo tum illud in primis, quod, cum in rerum natura duo quaerenda sint, unum, quae materia sit ex qua quaeque res efficiatur, alterum, quae vis sit quae quidque efficiat, de materia disseruerunt, vim et causam efficiendi reliquerunt* (de finibus bon. et mal. I 6, 18)· Man kann das Doppelproblem von Kraft und Stoff kaum treffender bezeichnen. Der Primaner aber, der dies liest, erlebt nicht nur die Freude, zwischen gesonderten Gebieten seines Lernens die Verbindung herstellen zu können, er sieht auch in einem neuen Beispiel, wie die Alten mit ihrer so viel bescheidneren Kenntnis der Tatsachen doch, weil sich unter den einfacheren Verhältnissen das Wesentliche leichter erfassen ließ, die Grundprobleme schon gefunden und richtig formuliert haben; und das wird ihm dazu helfen, auch zwischen aller modernen Gelehrsamkeit, die er bewältigen soll, die entscheidenden Fragen, das, worauf es eigentlich ankommt, herauszuerkennen.

2. Oft ist es allerdings gerade die Fragestellung, worin und wodurch die Erkenntnis fortschreitet. In einem modernen Werkchen über griechische Literaturgeschichte stand der sachlich falsche und kindlich gedachte Satz, Archimedes habe „das „spezifische Gewicht der Körper durch Wägung der verdrängten „Wassermasse nachgewiesen“: als ob das spezifische Gewicht eine den Körpern anhaftende Eigenschaft wäre, die man nachweisen könnte wie Elektrizität oder Magnetismus. Vielmehr handelt es sich auch hier um eine Methode, die Dinge zu be-

trachten und zu vergleichen, die nach und nach entwickelt worden ist; das Vorkommnis, das den ersten Anstoß dazu gegeben hat, erzählt Vitruv (IX 9—12) deutlich genug[12]. Archimedes sollte im Auftrage von König Hieron untersuchen, ob der Goldschmied für eine auf Bestellung gearbeitete Krone die ganze Menge Goldes, die ihm geliefert war, verwendet oder heimlich einen Teil davon durch beigemischtes Silber ersetzt habe. Das Gewicht der Krone war das richtige; Entdeckung eines Betruges ließ sich nur dann hoffen, wenn Gold und Silber bei gleichem Gewicht verschiedenen Rauminhalt hatten. Das Volumen aber eines so kunstvoll ausgearbeiteten Gegenstandes ließ sich nicht berechnen. Da kam der Forscher, den sein Problem überall hin begleitete, beim Baden auf einen glücklichen Gedanken. Er stellte zwei Klumpen von Gold und von Silber her, die unter sich und mit jener Krone genau gleich viel wogen, legte erst einen, dann den anderen, dann die Krone in ein mit Wasser bis zum Rande gefülltes Gefäß, aus dem sie eine gewisse Menge der Flüssigkeit verdrängten, und probierte jedesmal aus, wieviel Wasser er nachher zugießen mußte, um den Rand wieder zu erreichen. Da ergab sich: der Goldklumpen war kleiner als der silberne, das Volumen der Krone stand zwischen ihnen; der Betrug war nachgewiesen. — Natürlich konnte man die theoretische Frage auch umkehren, von gleichem Rauminhalt, der am genauesten durch Wasserverdrängung bestimmt wurde, ausgehen und die Verschiedenheit des Gewichts aufsuchen. Und endlich war es eine naheliegende Vereinfachung, nicht im einzelnen Falle die Stoffe unter sich zu vergleichen, sondern ein für allemal jeden mit dem Wasser, indem man durch Versuche feststellte, wie sich das Gewicht eines bestimmten Volumens der verschiedenen Stoffe zu dem des gleichen Volumens Wasser verhielt. Auf diesem Wege ist die heute geltende Vorstellung, die heutige Ausdruckweise entstanden. Dabei machte sich die Rechnung besonders bequem, seit man das Gewicht der zugrunde gelegten Volumeneinheit Wasser als Gewichtseinheit annahm und

die übrigen Gewichte durch Vielfache oder Bruchteile dieser Einheit ausdrückte.

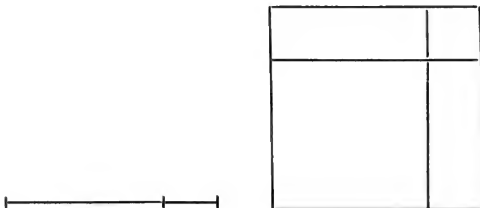
Archimedes hat die Folgerungen aus seinem Funde, die zu dem Begriffe des „spezifischen Gewichtes“ geführt haben, noch nicht gezogen, aber nach einer anderen Seite hin den Gedanken, den er durch Umkehrung der ursprünglichen, praktischen Aufgabe gewonnen hatte, weiter gebildet. Er achtete darauf, wie Körper von gleicher Größe, die man in Wasser eintaucht, in verschiedenem Grade leichter werden, und fand, daß der Gewichtsverlust immer genau so viel beträgt wie das Gewicht der durch den Körper verdrängten Wassermenge. Dies ist das berühmte archimedische Prinzip, das nun wieder eine bequeme Handhabe bietet, um die spezifischen Gewichte zu ermitteln; auch von seinen Anwendungen in der Mechanik wird der physikalische Unterricht erzählen. Was uns hier interessiert, ist die methodische Seite der Sache: wie im Fortgange des Forschens oft das, wonach man sucht, verschoben wird, wie auch auf dem Gebiete der exakten Wissenschaft die Frage sich umbildet[13]).

3. Cicero durfte sich rühmen in Syrakus das von wucherndem Gestrüpp verdeckte Grabmal des Archimedes wieder aufgefunden zu haben. Er erkannte es an dem auf steinerner Säule angebrachten Bilde eines Zylinders und einer Kugel; denn das paßte zu dem ihm bekannten und nun auch wieder, wenn schon verstümmelt, ans Licht gezogenen Epigramm, das den Ruhm dessen verkündigte, der das Verhältnis des Kugelinhaltes zu dem des umschriebenen Zylinders entdeckt hatte (Tuscul. V 23, 64 f.). Diese kleine Geschichte mag gelegentlich dazu dienen, von der Altertumswissenschaft zur Mathematik eine Brücke zu schlagen. Solche Verbindung wäre doch nur äußerlich; wichtiger und tiefer führend ist ein andrer Zusammenhang, dessen Betrachtung zunächst in den mathematischen Unterricht sich naturgemäß einfügt, dort aber erst dann recht fruchtbar wird, wenn der Lehrer ein lebendiges Interesse für die Griechen und eine gewisse Gewöhnung, mit ihnen zu denken, bei seinen jungen Freunden voraussetzen kann.

Fürs Rechnen waren die Alten viel weniger gut daran als wir. Bei dem mit bestimmten Zahlen fehlte die übersichtliche Anordnung des dezimalen Systemes, wofür das Rechenbrett doch nur schwachen Ersatz bot. Zwei mehrstellige Zahlen miteinander zu multiplizieren war noch in der Kaiserzeit eine ernsthafte Aufgabe. Beide Faktoren wurden in ihre Einer, Zehner, Hunderter usw. zerlegt, dann mit jedem der Glieder durchmultipliziert, die Produkte einzeln gemerkt und zuletzt addiert, ähnlich wie wir es noch heute beim Kopfrechnen, etwa mit zweistelligen Zahlen, machen[14]). Erst in byzantinischer Zeit wurde vom Orient her der Gebrauch von Ziffern, die nach ihren Stellen abgestufte Werte haben, bekannt. Nicht das früheste, doch ein vorzugsweise anschauliches Zeugnis hierfür ist das Rechenbuch des Maximus Planudes (14. Jhdt.), das er selbst Ψηφοφορία κατ' Ἰνδούς betitelt hat. Das Exempel einer Addition, das er gibt und das kürzlich Max C. P. Schmidt durch Abdruck in einer seiner Studien leichter zugänglich gemacht hat, läßt besonders durch die umständliche Probe auf die Richtigkeit, die zuletzt angestellt wird, erkennen, wie ungewohnt noch das ganze Verfahren war[15]). Zugleich sehen wir hier, wenn auch aus später Zeit, das bestätigt, was Schmidt durch sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauches erschlossen hat, daß die Alten von unten nach oben zusammenzuzählen und das Resultat in die oberste Reihe zu schreiben pflegten: *κεφάλαιον, summa (linea).* Eine überraschende Erklärung eines alltäglichen Wortes, die wieder daran erinnert, wie abhängig wir überall von antiker Begriffsbildung sind. Diesmal ist es eine Äußerlichkeit, auf die wir, die geschichtliche Entwickelung zurückverfolgend, geführt werden; in anderen Fällen gelangen wir auf demselben Wege mitten in die Werkstätte wissenschaftlichen Denkens.

Zeichen für unbestimmte Zahlen gab es bei Griechen und Römern nicht; um ihnen beizukommen und ihre Beziehungen auszudrücken, bediente man sich des Hilfsmittels der geometrischen Darstellung. Wilamowitz war gut beraten, als er unter

die Stücke aus Euklids Elementen, die sein Lesebuch bringt, den Beweis des Satzes von den Ergänzungsrechtecken aufnahm, dessen wohlbekannte Figur den Schülern mit einem Schlage deutlich macht, wie die allgemeine Aufgabe, eine Summe mit sich selbst zu multiplizieren, im Altertum angegriffen wurde. Man zeichnete die Summe als Strecke mit zwei ungleichen Abschnitten, und konstruierte das Quadrat über der ganzen Strecke wie über dem größeren Abschnitt; in der Ecke des recht-



winkligen Streifens, der übrig blieb, war das Quadrat des kleineren Abschnittes enthalten, und jedes der beiden so herausgeschnittenen Rechtecke drückte den Wert des Produktes der beiden Summenglieder aus. So war durch Konstruktion gefunden, was wir durch Multiplikation mit Buchstaben ableiten: $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$. Reicheres Material zur Erläuterung dieses Verfahrens bietet Schmidt im ersten Bändchen seiner Realistischen Chrestomathie, wo besonders die euklidische Proportionslehre mit ihren an Figuren geführten Beweisen die Abhängigkeit der allgemeinen Arithmetik von geometrischer Darstellung klar erkennen läßt. Auch Quadratwurzeln konnte man, seit der Satz des Pythagoras bekannt war, durch Konstruktion ausziehen[16]); und das war im Grunde kein bloßer Notbehelf. Noch heute muß die Berechnung an irgend einer Stelle der unendlich sich nähernden Reihe willkürlich Halt machen, während die Konstruktion dem vorstellenden Geiste

eine abgeschlossene Lösung bietet[17]. Überhaupt hatte diese ganze Methode, die einem modernen Menschen umständlich und schwerfällig erscheinen mag, doch auch ihren Vorzug. Nicht nur das Resultat wurde durch sie anschaulich hingelegt, sondern auch, in der Zeichnung die dazu führte, der innere Zusammenhang der Rechnung und der berechneten Größen. Einem Tertianer oder Sekundaner, der sich gegen den Begriff der irrationalen Zahl sträubt, und nicht glauben will daß $\sqrt{2}$ etwas Wirkliches bedeute, weil 2 doch nicht durch Multiplikation gleicher Faktoren entstanden sei, kann man nicht besser helfen, als indem man die Quadratwurzel aus 2 als Hypotenuse eines gleichschenkligen rechtwinkligen Dreieckes hinzeichnet; da sieht er, daß sie etwas ganz Wirkliches und Greifbares ist.

Mit Primanern habe ich gern einmal in einer mathematischen Vertretungstunde diese Verhältnisse erörtert; man kann aber ganz wohl auch vom Griechischen ausgehen. Wilamowitz bietet im zweiten Teile seines Lesebuches als Beispiel sokratischer Methode den Abschnitt aus Platons Menon (Kap. 13—21), wo Sokrates durch geschickte Fragen aus einem unwissenden Sklaven die Erkenntnis herauslockt, daß ein Quadrat verdoppelt wird, wenn man die Diagonale zieht und über dieser wieder ein Quadrat zeichnet. Diese „Lehrprobe", jedem jungen Lehrer der Mathematik zur Lektüre aufs dringendste zu empfehlen, kann auch von reiferen Schülern ohne Mühe verstanden werden[17a]. Sie erfahren dabei zu ihrer Überraschung, daß es schon in jener Zeit eine ausgebildete mathematische Terminologie gab, zunächst in der Geometrie; der Lehrer kann ein arithmetisches Beispiel hinzufügen. Im späteren Altertum wurde auf Platon ein Satz zurückgeführt, von dem er selbst im Timäos (S. 32 A. B.) Gebrauch macht: daß es zwischen zwei aufeinander folgenden Quadratzahlen immer eine mittlere geometrische Proportionale gibt, während zwischen zwei entsprechenden Kubikzahlen zwei andere Zahlen eingeschaltet werden müssen, um die geometrische Proportion herzustellen. Nikomachos (2. Jhdt. n. Chr.) in seiner Ἀριθμητικὴ εἰσαγωγή, der diesen Satz dem Platon zuschreibt,

drückt ihn so aus: Οἱ μὲν ἐπίπεδοι (ἀριθμοὶ) μιᾷ μεσότητι συνέχονται πάντως, οἱ δὲ στερεοὶ δυσὶν ἀνάλογον κειμέναις· δύο γὰρ τετραγώνων συνεχῶν εἷς μόνος εὑρίσκεται μέσος ἀναλογίαν σώζων γεωμετρικήν, πρόλογος μὲν πρὸς τὸν ἐλάττονα, ὑπόλογος δὲ πρὸς τὸν μείζονα, οὐδέποτε δὲ πλείονες. — — πάλιν δὲ δύο κύβων συνεχῶν δύο μόνοι εὑρίσκονται ἀνάλογον μέσοι ὅροι κατὰ τὴν γεωμετρικὴν ἀναλογίαν, πλείονες δὲ οὐδέποτε (II, 24, 6. 7). Die Begriffe „Quadratzahl, Kubikzahl" erscheinen hier als besondere Fälle der allgemeineren „Flächenzahl, Körperzahl"; das sind Zahlen, die als Produkt von zwei beziehungsweise drei ganzen Zahlen angesehen werden können[18]). Platon gebraucht diese Ausdrücke im Theätet (S. 148 A. B), wo er andeutet, daß er das Wissen darüber von Theodoros von Kyrene empfangen habe. Die ganze Betrachtungsweise war also älter als Platon; und die Annahme geht wohl nicht fehl, daß sie bei Pythagoras ihren Ursprung habe[19]). Wer es aber auch gewesen sein mag, der zuerst Zahlenprodukte als Rechtecke und Quadrate (προμήκης ἀριθμός, τετράγωνος ἀριθμός) und weiter als Körper darstellte und behandelte, er hat damit schöpferische Gedankenarbeit vollbracht, die noch heute fortwirkt. In Bezeichnungen wie „Quadratzahl, Kubus", die jedem geläufig sind, ist ein Denkmal erhalten, das lebendig wird und zu uns spricht, sobald wir nur selber aus gedankenlosem Sprachgebrauch zu der verwunderten Frage erwacht sind, was denn die geometrischen Benennungen in der Arithmetik zu tun haben.

Die Sache hat aber noch einen tieferen Sinn. Durch die Einführung der Buchstabenrechnung im Mittelalter wurde die Algebra unabhängig, und seit der Entdeckung des Descartes (1637) übernahm sie ihrerseits die Führung. Er zeigte, daß alle geometrischen Gebilde sich vollkommen durch analytische Ausdrücke darstellen lassen; kaum zwei Menschenalter später begründeten Leibniz und Newton die Analysis des Unendlichen, und nun besaß man in der Rechnung ein handliches Mittel, geometrische Beziehungen festzuhalten und selbständig zu verfolgen. So konnten neue Entdeckungen gemacht werden,

durch deren Inhalt die Geometrie in ungeahnter Weise bereichert wurde. Darin lag eine gewaltige Kraft, aber auch eine gefährliche Versuchung. Der Parallelismus zwischen beiden Formen der Darstellung war bis zu einer gewissen Grenze so vollkommen, daß die Vermutung erwachte, er bestehe im Grunde auch noch über diese Grenze hinaus. Wenn der Funktion einer Veränderlichen eine Kurve in der Ebene, der Funktion von zwei veränderlichen Größen eine krumme Oberfläche entspricht, wenn jeder arithmetische Ausdruck zweiter Dimension (ein Produkt zweier Zahlen) ein Stück ebener Fläche, jeder Ausdruck dritter Dimension einen Körper bedeuten konnte, so lag es nahe, zu denken, daß es eigentlich so fortgehen müsse. Die Analogie wurde weiter verfolgt, die Benennung „Raum" auch für eine mehr als dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeit festgehalten: nun war es leicht, in die Metaphysik hinüberzugreifen und einen solchen Raum als etwas wirklich Existierendes zu fordern. Konsequente Denker wie Bernhard Riemann taten diesen Schritt. Ein Gedanke, den schon Platon (Πολιτεία VII 1—3) geahnt hatte, wurde lebendig, daß die Beschränktheit des Raumes auf drei Richtungen nicht in der Natur der Dinge begründet sei, sondern in der Natur unseres Vorstellens, und daß dem Raume an sich mehr als 3, auch nicht bloß 4, sondern beliebig viele (*n*) Dimensionen zukämen. Von der Freude an so kühnem Vermuten ist die mathematische Wissenschaft wohl ganz wieder zurückgekommen; man spricht von Gebilden im *n*-dimensionalen Raume nur noch deshalb, weil die geometrische Sprache zu einer einfacheren Ausdrucksweise verhilft. So war es schon einmal, in jener Zeit wo für Zahlen und Zahlenverbindungen die Bezeichnungen „Quadrat, Kubus" und das verführerische „Dimension" (διάστασις, διάστημα) geschaffen wurden[20]. Und vielleicht wäre der ganze Streifzug ins metaphysische Gebiet unterblieben, wenn man sich kräftiger und deutlicher des Verhältnisses erinnert hätte, in dem Geometrie und Algebra bei den Alten gestanden haben.

Aber wer möchte der Mathematik solches Wagnis nicht gönnen, es ihr nicht vielmehr danken? Mit gutem Grund haben die Griechen diese einzige Wissenschaft schlechthin μάθησις genannt — wie Franzosen und Engländer den Begriff *scientia* auf das Gebiet der exakten Forschung beschränkten. Immer wieder muß die Hoffnung sich regen, daß Mathematik die Stelle sei, wo es gelingen könne die Panzerhülle des Nichtwissens, die uns irdische Geschöpfe umgibt, zu durchbrechen und in die Ordnung und den Zusammenhang der Welt, wie sie an sich ist, einen Ausblick zu tun. Das meinte d'Alembert, wenn er in einem Briefe an Friedrich den Großen seine Wissenschaft mit der Metaphysik vergleicht, die auf jene großen Fragen, die uns quälen, keine Antwort gebe, und dann fortfährt[21]): *Il n'en est pas ainsi de la géométrie, beaucoup plus certaine, parce que l'objet en est plus terre à terre; c'est une espèce de hochet que la nature nous a jeté pour nous consoler et nous amuser dans les ténèbres.* Mathematik und Kinderklapper? — da schüttelt wohl mancher den Kopf. Aber ist es nicht ein eignes Spiel des Zufalls[22]), was Aristoteles uns überliefert, daß es einer der großen Mathematiker des Altertums, Archytas, gewesen ist, der dieses einfachste und unschädlichste Werkzeug zur Übung des Kausalitätsbegriffes erfunden hat?

II.

Zur Himmelskunde.

Ὄλβιος, ὅστις τῆς ἱστορίας
ἔσχε μάθησιν,
μήτε πολιτῶν ἐπὶ πημοσύνην
μήτ' εἰς ἀδίκους πράξεις ὁρμῶν.
ἀλλ' ἀθανάτου καθορῶν φύσεως
κόσμον ἀγήρων,
πῇ τε συνέστη καὶ ὅπῃ καὶ ὅπως·
τοῖς δὲ τοιούτοις οὐδέποτ' αἰσχρῶν
ἔργων μελέδημα προσίζει.

Euripides[33]).

Von den glänzenden äußeren Erfolgen der Naturwissenschaft ist noch gar nicht die Rede gewesen; und doch wird man sagen dürfen: durch nichts unterscheidet sich unser Zeitalter so sehr von allen früheren wie durch die gesteigerte Möglichkeit, Naturvorgänge den Zwecken der Menschen dienstbar zu machen. Diese praktische Herrschaft gründet sich auf gewonnene tiefere Einsicht. Erscheinungen, die früheren Zeiten unverständlich waren, sind auf einfachere Tatsachen und Verhältnisse zurückgeführt, aus denen sie nach erkennbaren, festen Gesetzen sich ergeben, und haben so den Charakter des Wunderbaren verloren. Dem würde es, meint man, entsprechen, wenn unter den Elementen, die heute das geistige Leben bestimmen, ein vertrauteres Verhältnis zur Natur sich geltend machte. Da das Erwartete ausbleibt, ist man unzufrieden und, weil doch irgendwer die Verantwortung tragen muß, so schilt man auf die Schule, zumal auf das Gymnasium, und verlangt Verstärkung

des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, ohne zu prüfen, wo denn die Wurzel des Übels liegt, das man heben möchte.

Jeder Fortschritt in Erkenntnis und Beherrschung der Natur bedeutet für den, der ihn erringt, ein tüchtiges Stück geistiger Arbeit, also einen inneren Gewinn, für jeden Folgenden aber, der das Errungene kurzerhand benutzt, eine äußerliche Erleichterung, die ihn dem Zusammenhange mit dem natürlichen Kern der Sache fern und ferner rückt[24]); Telephon und Dampfmaschine werden tadellos bedient durch Leute, die von Physik wenig oder nichts verstehen. Und auch wo dieses Verständnis erworben werden soll und deshalb der Gang, den die Forschung genommen hat, in gedrängter Übersicht wiederholt wird, also in der Schule, ist die wachsende Vollkommenheit des Apparates doch nicht bloß förderlich; denn um die zusammengesetzten Experimente, mit denen die neuere Wissenschaft arbeitet, zu ermöglichen, muß man die einfachen und fundamentalen Vorgänge der unmittelbaren Beachtung entziehen. Natürlich werden auch diese zu Anfang erklärt und anschaulich vorgeführt; aber das kann man nicht stets erneuern. Gewiß erfahren die Lernenden, wie Sauerstoff bereitet und Elektrizität erzeugt wird; braucht man aber beide zu weiteren Versuchen, so nimmt man den einen aus der Vorratsflasche, die andre von der Zentrale an die das Lehrzimmer angeschlossen ist. Und da das eigentlich Wirksame bei allem Unterrichte nicht so sehr das bewußt belehrende Wort ist wie die allmähliche und unmerkliche Gewöhnung, so wird sich ganz leise die Vorstellung einschleichen, man habe es da mit Dingen zu tun, die so gut gegeben seien wie Luft und Wasser, während doch gerade in den Untersuchungen, die zur Entdeckung solcher Stoffe und Kräfte geführt haben, das liegt, was die Natur verstehen hilft und den Geist in lebendige Fühlung mit ihr setzt. Der Lehrer mag so viel er kann der falschen Einbildung entgegenwirken; was vermögen die paar Jahre auf der Schule gegen die Eindrücke, die nachher täglich das Leben bringt?

Dies alles wird hier nicht gesagt um zu klagen; das wäre

ebenso nutzlos, als wenn einer jammern wollte, daß der bequeme Postverkehr den Briefstil verdorben hat wie einst die Erfindung der Schrift das Gedächtnis. Auch wird man mich wohl nicht so mißverstehen, als wolle ich vor Anschaffung moderner Lehrmittel für den physikalischen Unterricht warnen. Im Gegenteil: was Wissenschaft und Technik bieten, soll man auch für die Schule ausnutzen. Aber man soll die Tatsache anerkennen, daß der Gewinn, den sie bringen, mit einem fühlbaren Opfer erkauft wird: je weiter die Naturforschung fortschreitet, je vollkommener die Anwendung ihrer Resultate sich entwickelt, um so mehr wird das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Mutter Natur ein mittelbares, mechanisches. Um dagegen zu wirken und es wieder vertraulicher zu gestalten, gibt es wohl manche Mittel. Über eines derselben verfügt gerade das Gymnasium. Indem es den Geist in die Zeiten naiver Naturanschauung zurückversetzt und dort heimisch werden läßt, gewinnt es ihm die Fähigkeit, selber wieder die Natur so anzusehen wie sie sich dem Blicke bietet, ohne dazwischengestellte Prismen und Linsen. Davon soll hier eine Probe gegeben werden mit Bezug auf ein Gebiet, in dem die Entfremdung von der natürlichen Betrachtungsweise besonders arg, die Freude, die dadurch verloren geht, besonders greifbar ist.

1. Schon der Sextaner meint zu „wissen“, daß die Erde eine Kugel ist; in Wahrheit glaubt er es nur. Allerdings werden ihm herkömmlicherweise die bekannten Beweise mitgeteilt; aber sie zu prüfen und zu beurteilen ist er gar nicht in der Lage. Selbst wenn es sich so trifft, daß er schon eine Mondfinsternis gesehen hat, so ist das doch eben nur eine; daß sehr viele andere beobachtet worden sind und dasselbe Resultat ergeben haben, wird ihm nur erzählt, und er glaubt es. Vollends der Schluß, den er aus den Tatsachen ziehen soll, ist nicht sein eigener. So wäre es besser, das was man tut beim rechten Namen zu nennen, auf einen Beweis, der in Wahrheit keiner ist, zu verzichten, damit dieser wichtige Begriff seine volle Kraft für später behalte, und offen einzu-

gestehen: die Kugelgestalt der Erde ist für den Sextaner eine Annahme, die sich auf Autorität gründet. Die wollen wir denn auch nicht erschüttern. Aber ich wünsche ihm doch in der nächsten Klasse — in Sexta sind griechische Sagen seit 1892 nicht mehr erlaubt — einen Lehrer, der ihn mit seiner unreifen Gelehrsamkeit tüchtig auslacht und ihm zumutet, wenigstens in einer Stunde jede Woche sich die Welt so vorzustellen, wie sie der Vater Homer gedacht hat: die Erde als runde Scheibe, rings von Wasser umflossen, darüber den Himmel als hohes blaues Gewölbe. Etwas Ähnliches sieht er wirklich; und er soll doch, das verlangen mit Recht gerade die Naturforscher, lernen zu beobachten, d. h. sich dessen was er sieht bewußt zu werden. Das wird allen denen, die man in unteren Klassen über das Sonnensystem unterrichtet, künstlich ausgetrieben; so müssen wir versuchen, ihnen die verlorene Anschauung künstlich zurückzugeben. In den folgenden Jahren befestigt sich dann hoffentlich durch selbständige Lektüre das Bild noch mehr, so daß später der Obertertianer imstande ist, sich aus eigner Kraft darüber zu wundern, daß Ovid, wo er die Schöpfungsgeschichte erzählt, die Erde als Kugel beschreibt, ja auf ihr schon die fünf Zonen kennt (Met. I 12. 45 ff.). Also zur Zeit des Kaisers Augustus wußte man dies; seit wie lange? Herodot berichtet (IV 42) von einem wissenschaftlichen Unternehmen des Königs Necho, der phönizischen Schiffern aufgetragen habe, durch das Rote Meer nach Süden zu fahren, womöglich Afrika zu umsegeln und dann durch die Säulen des Herakles ins Mittelmeer zurückzukommen. Glücklich seien die Leute im dritten Jahre wieder in Ägypten angelangt und hätten etwas ganz Unglaubliches erzählt: bei der Fahrt um Afrika habe ihnen die Sonne zur Rechten, also im Norden, gestanden. In Obersekunda, wo diese Geschichte immer einmal vorkommt, sind Verstand und Interesse wach genug, um sie richtig zu würdigen: wie gerade in der Angabe, die der alte Geschichtschreiber nicht glauben wollte, für uns eine Gewähr liegt, daß jene Phönizier wirklich auf der südlichen Halbkugel von Osten

nach Westen gefahren sind. Der Schüler sieht dabei, daß Herodot von der wahren Gestalt der Erde noch nichts wußte, und mag nun von seinem Lehrer erfahren, wann und durch wen diese Ansicht zur Geltung gebracht worden ist. Parmenides war wohl der erste, der sie vertrat[25]), wenn er sie nicht von den Pythagoreern übernommen hatte. Jedenfalls gehörte sie später zur pythagoreischen Lehre und ist schon in dieser Schule, von Philolaos, dahin weitergebildet worden, daß die Erde ein Stern sei, der sich mit anderen im Kreise um ein gemeinsames, Licht und Wärme gebendes Zentrum bewege[26]). Auch der klarere Gedanke, daß dieses Zentrum unsere Sonne sei, ist mehrfach schon im Altertum aufgetaucht[27]), ohne doch durchzudringen; der Erkenntnis von der Kugelgestalt der Erde aber hat Aristoteles zum Siege verholfen.

Von da bis zur Tat des Kopernikus, der endgültig die Erde den Planeten einreihte, war freilich noch ein weiter Weg. Wir tun gut, auch der heutigen Jugend fühlbar zu machen, wie schwer es sein mußte ihn zu gehen; denn nur so bekommen sie eine Ahnung von der ungeheuren Umwälzung der Gedanken. zu der er geführt hat[28]). Jahrhundertelang hat die Menschheit mit der neuen Erkenntnis gerungen, ehe sie sich entschloß, ihr zuliebe den Glauben an das, was der Augenschein lehrte, zu opfern; und diese selbe Erkenntnis wird heute zehnjährigen Knaben auferlegt! Es kann ja wohl nicht anders sein; wir können die Kinder nicht in eine Umgebung versetzen, wo sie von moderner Weltansicht unberührt bleiben. Aber wenigstens wollen wir sie anhalten, zwischendurch auch wieder mit ihrem Nachdenken bei der alten Anschauung zu verweilen, die dem natürlichen Sinn so viel besser zusagt, und die doch in einer Menge versteckter Beziehungen noch heute fortwirkt[29]).

2. Die Alten kannten sieben Planeten: Mond und Sonne rechneten sie mit, die Erde natürlich nicht, ebensowenig Uranus und Neptun, die noch nicht entdeckt waren. Also: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Iuppiter, Venus, Saturn — allerdings eine Zusammenstellung, über die unsere aufgeklärten Tertianer

lächeln. Fragt man aber, welche von den fünf zuletztgenannten sie schon gesehen haben und am Himmel wiederzufinden wissen, so wird die Antwort in der Regel nicht sehr zuversichtlich ausfallen. Darin hatten nun wieder die Alten ihre Stärke. Sie beobachteten, was in der Natur vorging, und fanden sieben bewegliche Himmelslichter, die sie zu einer bedeutungsvollen Gruppe zusammenfaßten Das Interesse daran war deshalb so groß, weil uralter Glaube dem Menschen sagte, daß in den verschlungenen Bahnen dort oben ihren eignen irdischen Schicksalen die Wege vorgezeichnet seien. Deshalb sind nach ihnen in früher Zeit, sei es von Ägyptern oder Babyloniern, die Tage benannt worden, wobei es sich glücklich fügte, daß die Woche, ein Viertel des Mondumlaufes, gerade sieben Tage enthielt. Ursprünglich wurden diese nur gezählt; ἡ μία τοῦ σαββάτου oder τῶν σαββάτων heißt es nach jüdischer Weise im Neuen Testament (I. Kor. 16, 2; Act. 20, 7). Wann und wo es geschehen ist, daß man jeden Wochentag einem Planeten als beherrschender Gottheit zuwies, hat sich bisher nicht sicher ermitteln lassen; nur so viel steht fest, daß seit dem letzten vorchristlichen Jahrhundert diese Vorstellung sich auszubreiten begann und daß sie um 200 n. Chr. innerhalb des römischen Reiches zu allgemeiner Herrschaft gelangt war. Die dem astrologischen Glauben entsprechende Bezeichnungsweise fand schließlich auch in christlichen Kreisen Aufnahme. Bei den germanischen Völkern muß sie vor Einführung des Christentums gebräuchlich geworden sein; sonst hätten diese nicht statt der römischen Götter die eignen heidnischen eingesetzt[30]). Nimmt man die französischen und englischen Namensformen hinzu, so läßt sich die ursprüngliche Reihe noch heute erkennen: Mars ist Zio (franz. *mardi*, ahd. *Ziestac*, engl. *Tuesday)*, Merkur zu Wodan geworden *(mercredi, Wednesday)*, dem Iuppiter entspricht Donar, nordisch Thor *(jeudi, Donnerstag, Thursday)*, für Venus ist mit einer kleinen Verschiebung Frîa, Wodans Gemahlin, nordisch Frigg, eingetreten *(vendredi, Freitag, Friday)*; Saturn ist im englischen Namen des letzten Wochentages

(Saturday) erhalten und in friesischem *Saterdag*, bergischem *Soterschdag*. In dieser Vergleichung haben die Schüler ein Stückchen Kulturgeschichte, ein selbsterarbeitetes; und zugleich ist ihnen ein schönes Stück ehrwürdiger Natur wie zu persönlicher Bekanntschaft wieder nahe gebracht. Ganz recht, wenn sie sich nun um die beiden äußersten Planeten, die doch niemand sehen kann, wenig kümmern, die alten aber unter den Fixsternen aufsuchen, wozu es ja an Hilfe nicht ganz fehlt, und, wenn es sich so fügt, eine Zeitlang auf ihrer Wanderung verfolgen.

3. Die Bewegungen von Mond und Sonne sind für alles menschliche Leben so einflußreich, daß es wohl auch in unserm papiernen Zeitalter kaum jemanden gibt, der gar nicht darauf achtet. Immerhin habe ich schon manchen Sekundaner und Primaner gefunden, der überrascht war, daß „Mond“ und „Monat“ eigentlich dasselbe ist. Zu dieser Entdeckung sollten wir aber doch allen verhelfen, damit sie erkennen, daß ein Monat ursprünglich nicht bloß der zwölfte Teil eines Jahres ist, sondern ein Ganzes von selbständiger Bedeutung. Darüber einmal nachzudenken gibt wieder den besten Anlaß die Geschichte und die Redeweise der alten Völker.

Homer, wenn er die Grenze zweier Monate bezeichnen will, sagt (τ 307): τοῦ μὲν φθίνοντος μηνός, τοῦ δ' ἱσταμένοιο, d. i. wörtlich: „wenn der eine Mond schwindet, der andere sich einstellt.“ Plutarch meint, Solon sei der erste gewesen, der diese Worte richtig verstand, indem er den Tag, an dem das Abnehmen des Mondes aufhört und das Anwachsen wieder beginnt, ἕνη καὶ νέα nannte: „der alte und der neue (Mond)“. Die Bezeichnung ist in der Tat sehr treffend; denn genau genommen vollzieht sich der Übergang in einem Augenblick, so daß ein Teil des Tages dem vorigen, ein Teil dem folgenden Monat zuzurechnen ist. Damals war noch der Gang des Mondes die Grundlage der ganzen Zeitrechnung. Man zählte seine Umläufe und faßte so viele davon zusammen, daß der Beginn jeder neuen Reihe wieder in dieselbe Jahreszeit traf. Auf die Dauer aber wollte

das nie stimmen, weil die Umlaufszeit des Mondes nicht ohne Rest in die der Sonne aufgeht. Erst Cäsar hat gesehen, wie Abhilfe zu schaffen sei, und hat das Jahr ein für allemal als Sonnenjahr festgelegt, die einzelnen Monate so abgegrenzt, daß sie zu zwölfen den Kreis ausfüllen. Damit war denn die Verwirrung beseitigt, aber freilich um den Preis, daß unsere Monate nun etwas willkürlich Festgesetztes sind und nicht mehr viel gemein haben mit den wirklichen und wirksamen Mondperioden, die doch im Leben der Natur ihr Recht behaupten.

4. Der Wechsel der Jahreszeiten macht sich unmittelbar fühlbar genug. Aber der Bauer, der Seefahrer, der Geschäftsmann bedurfte schärferer, von Zufälligkeiten der Witterung unabhängiger Termine und fand sie in den Stellungen des Fixsternhimmels, dessen regelmäßiges Fortschreiten sich dem natürlichen Sinn aufdrängte. „Entscheidend bei allem was Menschen tun ist der Zeitpunkt, am meisten doch im Kriegswesen“, sagt Polybios (IX 15), und führt näher aus, wie der Feldherr die Veränderungen am Himmel, im Jahre, im Monat, in der einzelnen Nacht, genau kennen müsse, um sich danach zu richten. Für den Zögling einer modernen höheren Schule wäre es schon eine ganz achtbare Leistung, wenn er von selber dazu käme zu beobachten, wie die Sterne, die er an einem ihm bekannten östlichen Horizonte über Bäumen und Dächern sich erheben sieht, an jedem folgenden Tage um die gleiche Stunde ein Stückchen höher gerückt sind. Nun mag man ihn anregen es zu sehen, und vorwegnehmen was er nachher selber bestätigt finden soll, wie sie sich gleichmäßig vorwärts schieben, aber nach Jahresfrist genau am alten Platze stehen; woraus sich denn durch einfache Rechnung ergibt, daß die einzelnen Sterne täglich etwa vier Minuten früher aufgehen als am Tage vorher. Diese Anschauung war den Alten ganz geläufig, die Vorstellung einer bestimmten Jahreszeit mit dem entsprechenden Bilde, das der nächtliche Himmel darbot, fest verbunden. Orion, der drohend oben steht oder gegen Morgen sich zum Untergange neigt, deutet die stürmische Zeit des Winters an (Vergil Aen.

IV 52. Horaz Od. III 27, 18). Die vierzig Tage im Frühling, während deren die Pleiaden gar nicht zu sehen sind, bringen das Korn zum Reifen; sobald sie wieder zum Vorschein kommen, Ende Mai, soll in Griechenland die Ernte beginnen (Hesiod ἔργα 383 ff.).

Mit diesem Beispiel haben wir das berührt, was ja eigentlich die Hauptsache war, die genaue Grenzbestimmung. Eine solche ergab sich ohne Mühe, wenn ein Auf- oder Untergang, der längere Zeit nicht beobachtet werden konnte weil er in die hellen Tagesstunden fiel, zum erstenmal wieder sichtbar wurde, oder auch umgekehrt, wenn der bisher beobachtete zuerst sich der Wahrnehmung entzog. Daß die Pleiaden im Osten aufsteigen, geschieht im Laufe des Sommers immer früher, die Dauer ihrer Sichtbarkeit wird immer größer; jetzt stehen sie bereits am Himmel, wenn abends die Sonne verschwunden ist, und bleiben die ganze Nacht hindurch, aber der Platz, den sie mit Ende jeder Nacht erreicht haben, rückt immer tiefer; endlich ist es so weit, daß man des Morgens, ehe die Sonne kommt, sehen kann, wie das Siebengestirn im Westen unter den Horizont sinkt. Der Tag, an dem dies zuerst möglich war, nach Plinius (Nat. hist. II 47) der 3. November, bedeutete für die Mittelmeerländer das Ende der Seefahrt (Hesiod ἔργα 618 ff.), den Eintritt des Winters. Und wir verstehen die Unruhe von Hannibals Soldaten, die sich zu dieser Zeit (*occidente iam sidere Vergiliarum,* Livius XXI 35) noch in den Alpen befanden und vom ersten Schneefall betroffen wurden. In dieselben Tage wie dieser „Frühuntergang“ der Pleiaden fällt der „Spätuntergang“ des Arkturus, d. h. der Zeitpunkt, wo dieser helle Stern, dessen Sichtbarkeit während der ersten Nachtstunden schon immer kürzer geworden ist, endlich zum letzten Male noch erkannt werden kann, wie er in der Abenddämmerung, hinter der Sonne her, unter den Horizont geht. Das geschah nach Plinius (Nat. hist. XVIII 74) am 2. November. Man konnte also auch durch den untergehenden Arkturus (*Arcturi cadentis impetus,* Horaz Od. III 1, 27) den Spätherbst bezeichnen; doch

auch den Frühherbst durch seinen Aufgang, der für die Griechen etwa am 10. September[31]) zuerst im Morgengrauen sichtbar wurde. Dieser Zeitbestimmung — durch den Frühaufgang des Sternes, der auch für uns in manchen Nächten zweimal am Himmel erscheint, — bedienen sich Hesiod (ἔργα 566. 610) und Thukydides (II 78 περὶ ἀρκτούρου ἐπιτολάς); und sie hat wohl Sophokles im Sinne, wenn er, allerdings in sehr abgekürzter Redeweise, die sommerliche Weide der Herden dauern läßt „vom Frühling bis zum Arkturus“ (Oed. Tyr. 1137).

Man wird fragen, warum wir uns mit diesen immerhin unvollkommenen Zeitbestimmungen quälen sollen, da ja für wenige Groschen ein Kalender zu kaufen sei, in dem alles genau verzeichnet steht. Ich meine doch, es liegt ein eigner Reiz darin, daß man wieder lernt mit eignen Augen aus der Natur etwas von ihren unvergänglichen Ordnungen und Gesetzen herauszulesen. Und übrigens sind wir genötigt diese Dinge zu erklären, weil sie in den alten Schriftstellern überall vorkommen[32]). Darauf hat schon Quintilian (I 4, 4) hingewiesen. Auch der Unterschied, der hier zwischen früherem und späterem Altertum besteht, ist lehrreich; Homer spricht von den Gestirnen und ihrem Wandel in ganz natürlicher Weise, sie sind ihm ein Stück der eignen Anschauung; für Horaz dagegen sind sie ein konventioneller Bestandteil der Poesie, er schildert sie nicht so, wie er selber sie gesehen, sondern wie er sie bei seinen griechischen Vorgängern beschrieben gefunden hat, und sagt infolgedessen manches, was für den Horizont von Rom gar nicht paßt[33]). Die Hauptsache bleibt doch, daß wir, Lehrer und Schüler gemeinsam, so oft sich Anlaß bietet, bemüht sind es zu einer deutlichen Vorstellung von diesen Dingen zu bringen; denn so finden wir uns selbst mehr und mehr am Himmel zurecht: die wichtigsten Sternbilder werden uns bekannt mit ihrer Bedeutung, fast darf es heißen ihrer Geschichte. Wir sehen dann mit offnerem Sinn und bewußterer Freude zu ihnen auf, wenn sie heute wie gestern, im Wechsel der Jahreszeiten und an fremdem Orte, als gute Bekannte zu uns herunter grüßen: Perseus und

Andromeda, die Zwillinge, Schwan und Adler, Stier, Widder, Löwe, die Capella im Fuhrmann und die Wega in der Leier. Der schönste unter allen ist der Sirius, dessen buntes Geflacker den Alten Furcht erweckte (Homer X 26 ff.; Vergil Aen. X 273 ff.), der große Hund, der als Begleiter des Jägers Orion in der Winternacht über den Himmel zieht, und nach dem die Hundstage ihren Namen haben. Nach dem winterlichen Gestirn die heißeste Zeit des Sommers — es ist doch wohl der Mühe wert, sich darüber zu wundern. Der Grund aber, auf dem das beruht, läßt sich wieder nur finden, wenn man die mühsame Lehre vom „Frühaufgang" zu Hilfe nimmt[34]). Den Sommer hindurch fällt der Aufgang des Hundsternes in den Vormittag, kann also nicht beobachtet werden; Ende Juli wird er für die Anwohner des Mittelmeers zuerst wieder sichtbar, wie er morgens, der Sonne kurz vorauf, im Osten am Himmel emporsteigt: so meinte man, daß er es sei, der dem freundlichen Tagesgestirn im Juli und August die stechende Glut verleihe.

Die Unveränderlichkeit der Natur ist ein großer Gedanke. Sich vorzustellen, daß dieselben Sterne über uns leuchten, zu denen vor Jahrtausenden die Menschen in ehrfürchtigem Staunen, hoffend und fürchtend, emporsahen, das hebt uns hinaus über die Enge des eignen Daseins und verbindet uns mit fernen Zeiten. Aber nun zeigt sich eine Abweichung, wo wir sie am wenigsten erwarten. „Des Wagens beharrliche Sterne" sind jedem vertraut, auch der weite Bogen, den sie allnächtlich um den Pol ziehen Und von diesem Sternbilde sagt Homer, daß es sich „auf der Stelle", also um sich selbst drehe. Wie ist das möglich? Sollen wir versuchen das αὐτοῦ στρέφεται (Σ 488. ε 274) anders zu übersetzen? oder annehmen, daß es dem Dichter diesmal nicht gelungen sei auszudrücken was er sah und meinte? Vielmehr behält er vollkommen recht; die Lage des Nordpols am Himmel hat sich geändert. Wie die Achse eines schnell bewegten Kreisels nicht genau sich parallel bleibt sondern langsam hin- und herschwankt, so die Erdachse. Der Punkt am Himmel, auf den sie hinweist, beschreibt in 25 800 Jahren

einen Kreis, dessen Durchmesser etwa durch eine Linie vom jetzigen Polarstern zur Wega gebildet wird. So langsam das Vorrücken erfolgt, machen doch drei Jahrtausende etwas aus. Um 800 v. Chr. lag der Himmelspol beim Stern α des Drachen, also dem Großen Bären ein gutes Stück näher als jetzt, so daß dieser wirklich in anderem Sinn als heute ein „Circumpolargestirn“ war. — Diese Beziehungen mit Schülern zu besprechen kann die Physikstunde so gut wie die griechische Anlaß bieten; und für beide Seiten ergibt sich ein Gewinn. Der Homerleser erfährt wieder einmal, wie genau es mit den Worten des Dichters genommen werden darf und folglich soll; für die Naturbetrachtung aber ist in diesem Falle das geleistet, was überall eine der beiden großen Aufgaben des Unterrichtes bildet: einen Begriff mit Leben zu erfüllen, daß er Anschauung wird.

III.

Geographisches.

Μήτηρ, μεγίστη δαιμόνων Ὀλυμπίων,
μέλαινα Γῆ.

Solon.

Von der Natur sagt Goethe (Fragment, 1781/82): „Sie hüllt „den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum „Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, „und schüttelt ihn immer wieder auf. Man gehorcht ihren „Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit „ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.“ Von der Wahrheit dieser Sätze in jungen Gemütern eine Ahnung zu erwecken ist wohl keine Wissenschaft mehr berufen als die Geographie. Leider entspricht die Art, wie sie in den amtlichen Lehrplänen behandelt ist und nach ihnen behandelt werden soll, nicht ganz ihrer Bedeutung. Das Bestreben, die drei Formen der höheren Schule so viel wie möglich gegeneinander auszugleichen, hat hier schädigend eingewirkt.

An Realanstalten könnte dieses Lehrfach geradezu eine zentrale Stellung einnehmen, fast wie Latein und Griechisch am Gymnasium[35]; es könnte für einen Teil der Naturwissenschaften, für Mathematik, neuere Sprachen, Geschichte, für Belehrungen über Volkswirtschaft und Staatseinrichtungen das einigende Band abgeben, das jedenfalls den Oberrealschulen, an denen die sprachliche Bildung in zweite Linie gerückt ist, bisher noch fehlt. Ein ganz leiser Ansatz nach dieser Richtung hin ist dadurch gemacht, daß seit 1902 die lateinlosen

Schulen auch in den oberen Klassen doch eine Stunde Geographie wöchentlich haben; aber das ist für sie zu wenig, und auch an den Realgymnasien sollte sie auf dieser Stufe nicht völlig verschwinden. Wiederholt habe ich in der Untersekunda eines Realgymnasiums den geographischen Unterricht selber gegeben, mit vieler Freude, aber zugleich mit dem schmerzlichen Gedanken, daß nun gerade in dem Alter, wo erst das rechte Verständnis anfängt, dieser Gegenstand ganz wegfällt; doch wohl aus keinem andern als dem ganz äußerlichen Grunde, daß auf der entsprechenden Stufe des Gymnasiums kein Raum für ihn ist. Und hier wieder hat die Geographie unter der Verkürzung der alten Geschichte mitgelitten.

Denn der Boden, aus dem die Schüler des Gymnasiums den Hauptteil ihrer geographischen Bildung gewinnen sollen, ist die alte Welt. Man darf nur nicht vergessen, daß es hier wie überall in den höheren Schulen nicht so sehr darauf ankommt ein Wissen zu überliefern, als ein Können zu entwickeln. Kenntnisse kann einer, der sie nicht hat, jederzeit sich verschaffen, die Fähigkeit, Verstand und Sinne zu gebrauchen, nicht ebenso; sie will durch Gewöhnung erzogen sein. Dies ist auch hier die eigentliche Aufgabe des Unterrichtes. Es gilt zu lernen, wie man Karte und Beschreibung aufeinander bezieht, die Tatsachen, die hier oder dort verzeichnet stehen, zu lebendigen Folgerungen verwertet, von der Gestalt und den natürlichen Verhältnissen einer Landschaft im Geiste ein anschauliches Bild herstellt. Dies ist aber nur erreichbar bei einem Stück Erde, mit dem die Schüler nicht bloß in den paar Geographiestunden zu tun haben, sondern das sie täglich beschäftigt, in dessen Kultur und Geschichte sie heimisch werden, dessen Geisteserzeugnisse in den Werken der Literatur sie mit eigner Mühe durcharbeiten. Ein solches Stück ist für jeden Deutschen das eigne Vaterland; darüber hinaus aber, mit einer Fülle örtlicher und zeitlicher Verhältnisse die in Mittel-Europa nicht zur Geltung kommen, der Kreis der Länder, in denen die griechische und römische Geschichte sich abgespielt hat. Das ist freilich

ein beschränktes Gebiet, aber eines von grundlegender Bedeutung auch für die geographische Wissenschaft[36]); ist doch seine längliche Gestalt daran schuld, daß noch heute die Ausdehnung von Osten nach Westen als Länge (μῆκος), die nordsüdliche als Breite (πλάτος) bezeichnet wird[37]).

Daß man keinen Geschichtschreiber lesen soll, ohne die Karte daneben zu legen, ist eine alte Regel; noch wichtiger doch, daß einer die Gedanken bei der Hand hat. *Flumen est Arar, quod per fines Aeduorum et Sequanorum in Rhodanum influit incredibili lenitate:* so liest der Untertertianer, wohl schon in den ersten Wochen (bell. Gall. I 12). Cäsar erwähnt das langsame Gefälle der Saône, weil das für die Überschreitung des Flusses und die Kämpfe, die dabei stattfanden, wichtig ist; der Leser kann aber noch an etwas anderes denken. Er hat sich früher gewundert, warum nicht untere Rhone und Saône unter einem Namen begriffen werden, da sie doch in der Richtung zusammenfallen; jetzt entdeckt er den Grund: wenn die Langsamkeit des einen Stromes auffällt, so muß der andere schneller fließen; dadurch beweist er seine Einheit. Wer heute Lyon besucht, macht unter geänderten Verhältnissen die alte Beobachtung; geht er zur Spitze der schmalen Landzunge vor, die beide Flüsse kurz vor ihrer Vereinigung trennt, so zeigt sich: die Saône ist durch ein Wehr zurückgestaut, um gegen die hereinbrechende Wassermenge des zuzeiten stark anschwellenden Rhodanus gesichert zu sein. Für die Schiffahrt wird die Stufe durch Schleusen überwunden; und während man auf der Rhone oberhalb dieser Stelle kein anderes schwimmendes Material sieht als eine Menge plumper, festgelegter Kähne zum Spülen der Wäsche, herrscht auf der anderen Seite der Stadt lebhafter Verkehr von Dampfern und Frachtschiffen, die von hier aus zu drei wichtigen Kanälen des Binnenlandes gelangen können.

Auch bei Dichterlektüre findet der junge Geograph seine Rechnung. Wo die Freier in der Odyssee dem Königsohn auflauern; warum dieser, als er aus Pylos zurückkehrt, von Athene

angewiesen wird am ersten Vorsprung der Insel anzulegen (ο 36); welchen Sinn es hat, daß der Gedanke, ein Fremder sei zu Fuß hergekommen, mehrmals ausdrücklich abgelehnt, also doch für möglich gehalten wird (α 173. ξ 190. π 59. 224): das alles läßt sich — wenn man Doerpfeld folgt und nicht Itháka sondern Leukás als das Ithaka des Odysseus ansieht — zu klarer Vorstellung bringen[38]), wodurch die ganze Erzählung viel volleres Leben gewinnt. Nicht minder gut weiß der blinde Sänger auf dem Ägäischen Meere bescheid. Wenn er den zürnenden Achill drohen läßt, er werde nach Hause fahren und könne am dritten Tage in Phthia sein (I 363), so ist das nicht aus der Luft gegriffen; die Schüler mögen selbst nachmessen und berechnen, wie viel Seemeilen in der Stunde bei solcher Fahrt gemacht werden mußten. Genauer beschrieben ist sie in der Odyssee (γ 169 ff.), wo die heimkehrenden Griechen in Lesbos überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollen: nördlich von Chios durchs offene Meer auf Euböa zu, oder südwärts um Chios herum und an den Inseln entlang. Sie wählen den ersten; die einzelnen Stationen werden angegeben, mit völlig sachgemäßer Zeiteinteilung. Der Knabe, der sie auf der Karte verfolgt, hat damit angefangen sich in diesem historisch so wichtigen Meeresteil wirksamer zu orientieren als durch irgend ein modernes Lehrbuch, weil es leibhaftige, ihm schon befreundete Menschen sind, die er auf ihrer gewagten Fahrt begleitet.

Sie führt ihn weiter, nach Süden, um Malea herum, wo diesmal der greise Nestor ungefährdet vorbeikommt. Sonst war es eine der schlimmsten Stellen für den griechischen Seefahrer. Menelaos (γ 287), Agamemnon (δ 514), Odysseus (ι 80) sind dort von Strömung und Nordwind fortgerissen worden, der letzte sogar, wenn wir seiner eigenen Erzählung glauben, zweimal; schon auf der Hinfahrt nach Troja hatte er von der Südspitze des Peloponnes aus einen unfreiwilligen Abstecher nach Kreta gemacht (τ 187). Woher an dieser Stelle die starke Strömung? Das wird der Lehrer aus den Wasserverhältnissen des Mittelmeers, das schnellerer Verdunstung ausgesetzt ist

aber viel weniger Zufluß empfängt als das benachbarte Schwarze Meer, unschwer erklären. Und damit nimmt diese merkwürdige Tatsache in den Gedanken des Schülers einen viel festeren Platz ein, als wenn er sie nur so „gelernt" hätte. Doch er soll nicht bloß nach den Ursachen fragen, auch nach den Folgen. Wenn dieses Vorgebirge so schwer zu passieren war, so suchten die Griechen wohl nach Möglichkeit es zu vermeiden, und den Verkehr mit den westlichen Gewässern lieber auf einen andern Weg zu lenken? Das taten sie wirklich; die Gefahr des Verschlagenwerdens oder des Schiffbruches bei Malea wog schwerer als Mühe und Kosten einer Umladung auf dem Isthmus; daher die Blüte von Korinth.

Der steife Boreas, der während des Sommers im Archipel weht, ist ein Monsun, den mächtigeren so benannten Luftströmungen im Gebiete des Indischen Ozeans gleichartig. In der warmen Jahreszeit ist die Luft über der Sahara erheblich stärker erhitzt und deshalb dünner als die über der Wasserfläche des Mittelmeeres; so kommt es, daß unablässig ein Ausgleich zwischen Druck und Auflockerung sich vollziehen muß, wobei die kältere Luft von Norden nach Süden fließt. Hält man diese Tatsache im Gedächtnis, so begreift man, wie wichtig es für die Athener war, am Nordrande des Inselmeeres eigne Besitzungen zu haben — in Thasos, auf dem Chersones —, um von da aus schnell überall hin kommen zu können; ein Verhältnis, das in Herodots etwas anekdotenhaft ausgeschmücktem Bericht über die Einnahme von Lemnos (VI 139 f.) doch deutlich hervortritt. Auf dem Besitz der Nordküste beruhte später die Überlegenheit des Königs Philipp von Makedonien; er hatte in dem herrschenden Winde für seine schnellen Unternehmungen einen starken Bundesgenossen, was Demosthenes (I. Phil. 31 f.) richtig erkannte. Demselben Nordwinde verdankte die Insel Delos ihre kommerzielle und damit wohl auch ihre religiöse Bedeutung, weil sich in dem Sunde zwischen ihr und der benachbarten Rheneia ein sicherer Ankerplatz bot, der bei nördlicher Windrichtung ebenso bequem aufgesucht wie ver-

lassen werden konnte. Es ist ein Vergnügen all diesen Beziehungen nachzugehen, wie sie Neumanns „Physikalische Geographie von Griechenland“ in großem Zusammenhang aufgedeckt hat[39]).

Noch an andern Stellen des Mittelmeeres als vom Hellespont nach Süden gibt es Strömungen, die für die verdunstete Wassermenge Ersatz zuführen; so vor allem in der Straße von Gibraltar, wo es vom Ozean her beständig hereinflutet. Die Kunde von solcher auffallenden Erscheinung mag durch phönizische Seeleute früh nach dem Osten gebracht worden sein; so ist die geistreiche Vermutung[40]) berechtigt, es sei aus dieser Anschauung Homers Lehre entstanden, daß alle Flüsse und Quellen im Okeanos ihren Ursprung haben (Φ 195 ff.). — Daß die Völker, die das Mittelmeer befuhren, mit Ebbe und Flut nicht vertraut waren, sehen wir schon aus dem Schweigen darüber, noch deutlicher aus den Schwierigkeiten, mit denen Alexander und Cäsar zu kämpfen hatten, als sie — der eine am Indischen Ozean (Arrian VI 19), der andre an der Westküste von Frankreich — der unheimlichen Naturerscheinung zuerst gegenüber standen. Cäsar lernte damit fertig zu werden, im Kriege gegen die Veneter (bell. Gall. III 12 ff.); trotzdem mußte er zwei Jahre später in Britannien erleben, daß ihm zur Zeit des Vollmondes ein großer Teil der Schiffe, auf denen er sein Heer über den Kanal zurückschaffen wollte, durch eine unerwartete Springflut zerstört wurde (IV 29). Noch schlimmer ging es im Jahre 15 n. Chr. den Soldaten des Germanicus, die auf einem Marsche längs der friesischen Küste sich zu weit in die Watten vorwagten und von der Flut ereilt wurden (Tacitus Ann. I 70). Aus Tatsachen dieser Art den richtigen Schluß zu ziehen sind unsere Schüler durchaus imstande. Kommt noch hinzu, was sie bei Herodot lesen, daß dieser, der die Gezeiten vom Roten Meere her kannte (II 11), sie vereinzelt im Mittelmeer[41]) bei Thermopylä, also im innersten Winkel eines schmalen Meerbusens, wiederfand (VII 198), so haben sie über das wichtigste Stück der Meeresnatur eine

Kenntnis erhalten, die ihnen Freude macht und zu dauern verspricht, weil sie nicht fertig übernommen, sondern mit eignem Verstande erarbeitet ist.

Für geographische Betrachtungen wird Herodot auch sonst reiche Ausbeute gewähren, zum Teil freilich dadurch, daß er zeigt wie dürftig doch nach vielen Seiten hin das Wissen der Alten war. Die Donau dachte er sich symmetrisch zum Nil, nach Lage der Mündungen wie in der Richtung des Laufes: der eine Fluß durchschneide Afrika in der Mitte, der andre Europa (II 33 f. 26); die Quelle der Donau sollte bei den Pyrenäen liegen (II 33); von den Alpen weiß er überhaupt nichts, nennt aber einen Fluß Alpis, der aus Umbrien komme und in die Donau gehe (IV 49). Wenn einzelne Schüler, was gewiß nicht ausbleibt, über solche Ansichten lächeln, so gibt dies Anlaß daran zu erinnern, daß die Überlegenheit, in der sie sich fühlen, nicht ihr persönliches Verdienst ist, sondern das Ergebnis einer langen Kulturentwickelung — wie Leute, die von der Höhe des Kölner Domes auf die unten Gehenden herabsehen, darum doch nicht größer sind als diese. Von der Richtung eines Gebirges, dem zusammenhängenden Lauf eines Flusses, von der Gestalt eines Landes, wie der Dreiecksform Siciliens das sie *Trinacria* nannten, eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, war für die Alten eine wirkliche Leistung; denn sie mußten alle einzelnen Züge der Natur selber entnehmen und dann mit der Bildkraft des eignen Geistes ein Ganzes daraus schaffen. Heutzutage ist es schon eine ganz achtbare geographische Bildung, wenn jemand versteht den Atlas zu lesen.

Immerhin wollen wir diese Kunst nicht geringschätzen und mit den Schülern fleißig üben. Denn wenn sie aus den Kartenbildern, die durch menschliche Geistesarbeit geworden sind, rückwärts die Züge der Wirklichkeit herauslösen und mit einer tätigen Phantasie erfassen, so geht auch dabei das einzelne durch ihren Verstand hindurch und bringt diesen in Bewegung. Daß Rom da entstanden ist, wo drei kraftvolle Völker mit

ihren Handelsinteressen zusammenkamen, weit genug von der Küste um gegen Seeräuber sicher zu sein, aber doch nicht höher am Flusse hinauf, als daß man von da aus die See befahren konnte — ein Umstand, dessen Bedeutung schon Livius (V 54, 4) vollkommen würdigt —; wie die kleinasiatischen Griechen, die um 600 v. Chr. Massalia, das jetzige Marseille, gründeten, von der Mündung der Rhone sich fernhielten, weil der reißende Strom viel Sand mitführte und deshalb kein tiefes Fahrwasser bot, aber doch so nahe blieben, daß ihnen das breite Flußtal als Straße ins Innere des Landes allezeit offen stand; warum Epaminondas die Bundesstadt der Arkader gerade in der Ebene erbaute, durch die der Weg von Sparta nach Elis ging: dies und vieles Ähnliche wird in der Schule nicht gelehrt und gelernt, sondern gefunden. — Von Rom nach Campanien gab es zwei Straßen: die alte Latinische, die, den natürlichen Verhältnissen sich anpassend, an den Bergen hin und durchs Tal des Tolerus führte, und den Steindamm der Via Appia, der zur Zeit des zweiten Samniterkrieges schnurgerade durch die Pomptinischen Sümpfe gelegt wurde. Woher dieser Bau zu dieser Zeit? das erkennen auch die Schüler ganz gut und bringen zur Vergleichung ähnliche Anlagen aus neuerer Zeit bei, etwa die „Kanonenbahn", die nach dem französischen Kriege von Berlin über Nordhausen, Wetzlar nach Metz durchgeführt wurde. Auch sonst regen die Straßenzüge, die auf der Karte verzeichnet sind, zum Nachdenken an: so die uralte „Salzstraße", auf der die Sabiner sich von Rom aus mit diesem unentbehrlichen Gewürz versorgten, oder die via Domitia, die gleich nach Eroberung von Gallia Narbonensis gebaut wurde und demselben Zwecke diente wie diese ganze Provinz, die Landverbindung zwischen Italien und Spanien zu sichern.

Betrachtet man die Grenzen dieses Teiles von Gallien, den Cäsar als römischen Besitz vorfand, so zeigt sich, daß sie überall durch natürliche Verhältnisse bestimmt sind. Wichtig ist dabei die große zentrale Gebirgsmasse, deren Rand steil zum Rhonetal abfällt; und dieses selbe Gebirgsland begrenzt

heute, wenn auch in etwas anderer Linie, den Bereich der *Langue d'oc*. Auf diese Übereinstimmung werden die Schüler von selbst aufmerksam, wenn man sie veranlaßt — was nicht oft genug geschehen kann — die moderne Karte mit der alten zusammenzuhalten. Daß Ober-Italien im Altertum als *Gallia Cisalpina* für sich stand, ist kein Zufall; der Zug des Apennin von Genua nach Ancona bildete für Eroberungen wie für freundlichen Verkehr eine schwer zu überwindende Schranke. Und auf demselben Gebirgskamm läuft noch heute nicht nur eine italienische Provinzialgrenze, sondern die Scheidelinie zweier Kulturgebiete. — Auch auf bemerkenswerte Unterschiede führt die Vergleichung der Karten. In Ravenna war eine der beiden römischen Flottenstationen; jetzt liegt die Stadt eine deutsche Meile vom Strande ab. Noch stärker ist weiter nördlich, wo der Po mündet, die Küste vorgeschritten, und ebenso am Ausfluß der Rhone. Die Schüler haben auch hier den Gewinn eine lehrreiche Beobachtung selber zu machen, auf Grund deren man ihnen dann zumuten darf, zu glauben, daß die ganze Po-Ebene ein allmählich ausgefüllter Busen des Adriatischen Meeres ist.

In etwas anderem Sinne vergleichen lassen sich die Plätze, an denen berühmte Weinsorten der Alten wuchsen, mit den entsprechenden bei uns. Der Falerner gedieh auf sanft ansteigendem Gelände an der Küste des Tyrrhenischen Meeres, der *ager Caecubus* war geradezu eine Sumpfebene. Aus ähnlichem Boden zog in Ägypten der Mareotische Wein seine Kraft[42]), den Kleopatra gern trank (Horaz Od. I 37, 14); auch das gute Weinland auf der Ziegeninsel, das Homer beschreibt, waren feuchte und lockere Wiesen. Bei uns wäre Weinkultur an solchen Stellen undenkbar. Warum? Die Frage mag wieder der Lehrer wecken; die Antwort wird ihm schon gebracht werden. Sie läßt daran denken, daß aus den Reben, als sie unter den nördlicheren Himmelstrich verpflanzt wurden, etwas wesentlich Neues geworden ist. Und dabei wird wenigstens ein rheinischer Junge immer gern sich des Kaisers erinnern,

der — erst im dritten Jahrhundert — die Gesetze, welche die Anpflanzung von Wein in den Provinzen einschränkten, aufgehoben hat, der dadurch der Vater auch des deutschen Weinbaus geworden ist, und der — *nomen et omen* — *Probus* hieß[43]).

Wie in bezug auf den Boden, so waren auch in der Witterung die Eigenschaften, die man zum Besten der Weinkultur wünschte, bei Griechen und Römern ganz andere als in Deutschland. Uns kann die herrlichste Ernte durch einen regnerischen September vernichtet werden; von dem Wein der Kyklopen berichtet Homer, der Regen des Zeus habe ihn für sie gedeihen lassen (ι 111). Der Schüler, der auf solchen Unterschied einmal aufmerksam geworden ist, versteht für immer Pindars Wort ἄριστον ὕδωρ, und hat hierin die unmittelbare Anschauung eines von dem unsrigen so abweichenden Klimas, wie das griechische ist. In Italien lagen die Verhältnisse ebenso, und haben sich seither noch verschärft; denn die Verwüstung der quellenschützenden, die Feuchtigkeit festhaltenden Wälder auf den Höhen des Gebirges ist erst ein Werk der Zeiten, die auf die Römerherrschaft gefolgt sind. Schon im Altertum aber machte der plötzliche Wechsel zwischen Trockenheit und Überschwemmung den Menschen viel zu schaffen und bewirkte für die Anwohner eines Wasserlaufs eng sich berührende, gemeinsame, oft auch widerstreitende Interessen, aus denen es sich erklärt, daß der Name des „Bachgenossen“ *(rivalis)* zur Bezeichnung für den geworden ist, der einem anderen ein Anrecht streitig macht[44]). Und bei dem allen an den Rändern des Mittelmeeres eine so viel üppigere Vegetation als unter unserm nordländischen Klima. Das Vergehen und Aufkommen von Wörtern macht Horaz durch das Bild vom Wechsel der Blätter deutlich (ars poet. 60 f.). Der Vergleich paßt für uns nicht, hätte in einem Lande mit kahlem Winter überall nicht entstehen können, sondern setzt Bäume mit perennierendem Grün voraus. Ob es die freilich im alten Italien schon in überwiegender Menge gab, ist mir auch zweifelhaft[45]). Vielleicht fehlt es bei dem ge-

lehrten Dichter hier wieder an lebendiger Anschauung, wie die war, aus der das ursprüngliche Gleichnis bei Homer erwachsen ist (Z 146): οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν.

Zu Bemerkungen und Beobachtungen, wie sie hier in einigen Beispielen vorgeführt wurden, gibt der philologische Unterricht auf Schritt und Tritt Gelegenheit; ja, die Lektüre nötigt oft genug dazu, wenn sie nicht gedankenlos betrieben wird sondern immer darauf ausgeht, das Bedürfnis nach anschaulicher Vorstellung zu befriedigen und, was wichtiger ist, zu wecken. Sicherlich geschieht in diesem Sinne auch jetzt viel Gutes und Verständiges. Dessen Wirkung wird aber dadurch aufs schwerste beeinträchtigt, daß fast in jedem einzelnen Falle die Voraussetzungen erst neu gegeben werden müssen, an die eine gemeinsame Betrachtung oder belehrende Mitteilung anzuknüpfen hat. Das war früher anders, als man innerhalb des zweijährigen Kursus der alten Geschichte die Geographie von Italien und Griechenland im Zusammenhang ausführlich behandeln konnte. Daß dieser Zustand wiederhergestellt werde, ist aufs dringendste zu wünschen, nicht um irgend welcher weltfremden Gelehrsamkeit willen, die der Jugend beigebracht werden soll, sondern damit sie über die Grenzen des eignen Vaterlandes hinaus an einem großen und wichtigen Gebiete die geographischen Grundverhältnisse erkennen lerne. Wer sie hier gründlich verstanden hat, wird sie auch überall sonst, auch unter den veränderten Formen des modernen Daseins herausfinden: die stetigen Wechselbeziehungen zwischen der Natur eines Landes und der Geschichte und Lebensweise seiner Bewohner, zwischen der Mutter Erde und ihren Kindern, den Menschen.

IV.

Wirtschaftsleben.

Γαστέρα δ'οὔ πως ἔστιν ἀποκρύψαι μεμαυῖαν.
Homer.

Die Entfremdung von der Natur, die in einem früheren Kapitel den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bildete, zeigt sich besonders deutlich darin, daß die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens, das ja überall aus Verhältnissen der Natur erwächst, heutzutage den Blicken der meisten unter den sogenannten Gebildeten ganz entzogen sind. Es kann jemand Schule und Universität durchmachen, ins Amt eintreten und, wenn er sich bewährt, eine ansehnliche Stellung — nicht bloß als Professor, sondern etwa auch als Verwaltungsbeamter — erlangen, die ihn und die Seinen behaglich ernährt: ohne daß er jemals recht gesehen hat, wie Nahrung eigentlich gewonnen wird. Das beste ist ja, wenn die Kinder nicht in einer großen Stadt aufzuwachsen brauchen; aber viele sind doch dazu gezwungen: und diese möchten wir gern vor dem Schicksal bewahren, sich zu dem auszubilden was bei den Engländern *cockney* heißt.

Da ist wirklich wieder Homer der beste Erzieher. Wer bei ihm zu Hause ist, der ist in einer Welt zu Hause, wo der Mensch sich nahe mit der Natur berührt, in vertraulichem Verkehr, aber auch in derber Arbeit. Vor Jahren ist es mir selbst einmal begegnet, in einem Kreise von lauter Stadtleuten die Freude einer deutschen Hausfrau durch unerwartete Kenntnisse über Milchwirtschaft und Käsebereitung zu erregen, die dem

neunten Buche der Odyssee verdankt wurden, wo das Leben, das der Kyklop in seiner Höhle und mit den Herden führt, genau beschrieben ist. Wer bei uns durch ein Dorf geht, mag die Nase rümpfen über die Düngerhaufen, die vor den Häusern liegen, und spöttisch fragen, ob denn das gerade der geeignete Platz für so etwas sei. Es muß doch wohl sein. Wenigstens bei dem „Palaste“ des Odysseus war auch das erste, was dem Besucher in die Augen fiel, ein gewaltiger Haufen Mist von Maultieren und Rindern, der vor der Haustür aufgeschüttet lag, damit ihn die Knechte immer fortholen konnten, wenn sie das Krongut zu düngen hatten (ρ 297 ff.). — Bei aller Einfachheit war das Wirtschaften im homerischen Zeitalter doch schon wohl durchdacht. Ein Bewohner der Felseninsel Ithaka, auf der keine Pferde gehalten werden konnten, hatte auf dem benachbarten Festlande ein Gestüt, um Maulesel zu ziehen, die er sich nach Bedarf herüberholte (δ 636 f.). In dem Weingarten des Phäakenkönigs gab es einen sonnigen Platz, auf dem man die Beeren noch am Stocke etwas eintrocknen ließ (η 123 f.), um nachher einen recht süßen und starken Wein zu keltern. Das ist also schon ziemlich dasselbe Getränk wie der *vino secco* der Italiener und Spanier, also auch wie der „Sekt“, nach dem Falstaff so sehr verlangte, dessen Name dann, durch heitere Schauspielerlaune übertragen, von Berlin aus zur Bezeichnung für Champagner geworden ist.

Vergils Georgica sind leider mehr und mehr und jetzt wohl völlig aus der Schule verdrängt worden; sie würden zur Belebung des Sinnes für die Natur und ihr intimeres Leben wertvollen Beitrag liefern können. Nicht am wenigsten das vierte Buch, obwohl darin der Dichter einen Zweig der Landwirtschaft behandelt, der bei uns nur die Bedeutung einer Liebhaberei hat. Woher kam es, daß bei Griechen und Römern die Bienenzucht eine so große Rolle spielte? Auf diese Frage kann ein reiferer Schüler selbst die Antwort finden. Er kennt aus Homer die Sitte, bei der Bestattung Honig zu verwenden, in unverstandener Erinnerung an frühere Zeiten, wo man die

Leichen damit umhüllte um sie vor Verwesung zu schützen; er kann sich darauf besinnen, daß es im Altertum in Europa noch keinen Zucker gab, daß Kirke, um den Mischtrank zu süßen, Honig hineintat (κ 234), und mag danach vermuten, daß dieser auch sonst dem gleichen Zwecke diente; er hat eine antike Schreibtafel wohl einmal abgebildet gesehen und bei Horaz gelesen, wie man mit dem breiten Ende des Griffels die eingeritzte Schrift wieder tilgte (Sat. I 10, 72); nun sagt ihm der Lehrer noch, daß die Alten zur Bindung der Farben in ihren Gemälden nicht Öl, sondern Wachs benutzten: so hat er ganz unmerklich eine Anschauung von Zusammenhang und Verschiebung im wirtschaftlichen Leben gewonnen. Diese Anschauung wird aber viel deutlicher sein, wenn ihm die Wichtigkeit der Bienenzucht im Altertum nicht als Notiz gegeben, sondern aus eigner Lektüre bewußt geworden ist. Zugleich sind Vergils Schilderungen unmittelbar durch ihren Inhalt anziehend, indem sie in das menschenähnliche Treiben des fleißigen Völkchens einführen und den ins Weite gerichteten Blick des modernen Stadtbewohners zu stiller Betrachtung der Natur und ihrer Freuden sammeln. Sehr verdienstlich ist daher der vor kurzem gemachte Versuch, das vierte Buch der Georgica für die Schullektüre zurückzugewinnen[46]).

Doch wenden wir uns allgemeineren Betrachtungen zu! Einen starken Unterschied zwischen primitiver und moderner Kultur erkennt jeder leicht: bei uns herrscht Arbeitsteilung und Einseitigkeit, während die Männer, von denen Homer erzählt, den verschiedensten Anforderungen des Lebens gleichmäßig gewachsen sein mußten. Der Fürst und Kriegsheld Odysseus verstand auch tüchtig zu pflügen und zu mähen (σ 368. 375); unübertroffen war er als Seemann. Daß er das Schiff, das ihn in einsamer Fahrt von der fernen Insel zurückführen sollte, ganz allein baute und ausrüstete, war freilich ein Werk der Not; denn Gehilfen gab es nicht. Aber auch daheim einst, als glücklicher Bräutigam, hatte er sein Hochzeitbette samt

dem Gemach, in dem es stand, selbst gezimmert (ψ 189 ff.). Man darf allerdings nicht vergessen, daß solche Vielseitigkeit zum Teil in der Beschaffenheit des griechischen Landes begründet war, wo Meeresküste und Weinpflanzung, Weizenfelder und Bergweiden oft ganz nahe beieinander liegen und noch heute die Bewohner zu mannigfaltiger Ausbildung der Kräfte nötigen[47]. Einen großen Wechsel hat doch die Zeit gebracht.

Schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gab es in Athen Großbetriebe des Handwerks, die man treffend mit modernen Formen der Industrie in Parallele gestellt hat[48]. In der Schildfabrik der Brüder Lysias und Polemarchos waren 120 Sklaven beschäftigt, in der Schwertfabrik, die Demosthenes von seinem Vater erben sollte, 33. Seit jener Zeit ist die Verwendung von Sklaven in großen Verbänden für das griechische Erwerbsleben charakteristisch. Und ebenso später für das römische. Ciceros Freund Atticus betrieb einen schwunghaften Verlagsbuchhandel, indem er von zahlreichen Sklaven die Texte, sicher nach Diktat, schreiben ließ[49]. Aber die römischen Kapitalisten gebrauchten Sklavenscharen auch dazu, die umfangreichen Landgüter zu bestellen, in denen sie ihr Vermögen gern anlegten. Und auf diese Weise ist die Sklavenarbeit in der ausgehenden römischen Republik und der Kaiserzeit für die wirtschaftliche Gesundheit des Volkes noch verhängnisvoller geworden als früher in Griechenland. Darüber kann ja überhaupt kein Zweifel sein, daß wir es hier mit der Kehrseite der antiken Herrlichkeit zu tun haben. Die freie Muße der Männer, die nach Lebensweisheit und Staatsklugheit forschend die tiefsten Gedanken heraufholten, in Kunst und Literatur unvergängliche Werke schufen, beruhte doch zum guten Teile darauf, daß die Last der groben Arbeit auf eine gedrückte, vom feineren Genuß des Lebens ausgeschlossene Menschenmasse abgewälzt war.

Hieran hat man in neuester Zeit vielfach erinnert, seltsamerweise in der Meinung, damit den Ruhm der Alten und ihren Wert für die Jugenderziehung herabzusetzen. Steht es denn

heute so sehr viel anders? Zwischen der Stellung der modernen Fabrikarbeiter und der des antiken Sklavenstandes den Vergleich zu ziehen ist überaus lehrreich[50]); und er fällt keineswegs unbedingt zugunsten der Gegenwart aus. Von dem patriarchalischen Verhältnis der Herrschaft zum leibeigenen Gesinde bietet Homer in Eumäos, Dolios, Eurykleia bekannte Beispiele. Nahm ein Gast des Hauses die Hilfe der Dienerschaft beim Baden oder sonstwie in Anspruch, so fehlte nicht ein kleines Geschenk (υ 296 f.), das sich von unserm vielgescholtenen Trinkgeld nur dadurch unterschied, daß es natürlich nicht in Münze gegeben wurde. Im Lauf der Jahrhunderte änderten sich freilich die Zustände, und der Hauptsache nach gewiß nicht zum Vorteil. Aber noch für Horaz ist es ein vertrautes Bild, wie abends die Haussklaven um den Herd gelagert ausruhen und der Mahlzeit des Herrn zusehen, um nach ihm zu essen (Epod. 2, 65 f.), Leute, denen auch ein keckes Wort nicht verübelt wurde (Sat. II 6, 66). Und der Besitzer großer Sklavenscharen, die er hart bei der Arbeit hielt und nach Möglichkeit auszunutzen wünschte, empfand doch eine sehr wirksame Schranke in dem Gedanken, daß die Arbeiter Stücke seines Vermögens waren, die er durch Mißhandlung entwertet haben würde. Die persönliche Fürsorge des Herrn für alle, die ihm gehörten, war ein Vorteil, der für den Verzicht auf bürgerliche Freiheit wohl entschädigen mochte. Wir leben ja in anderen Begriffen; und wer etwas zur Verteidigung der Sklaverei sagt, muß auf heftigen Protest, im Sinne von Religion und Menschenwürde, gefaßt sein. Doch mit Begriffen und Grundsätzen ist eine solche Frage nicht erledigt. Karl Jentsch hat wohl recht[51]): daß „in dieser Beziehung das antike Leben „ebenso hoch über seiner Theorie gestanden hat, wie unser „Leben unter der seinigen steht“.

Eine wichtige Beziehung gibt es allerdings, in der die Sklavenwirtschaft durchaus schädlich, die Befreiung nur segensreich gewirkt hat. In Athen blieb dem freien Handwerker, dem die Konkurrenz der mit Sklaven arbeitenden Großindustrie

das Brot wegnahm, nichts übrig als dem Staate zur Last zu fallen, dessen mitbeschließendes Glied er immer noch war; und die Demokratie ist nie blöde gewesen Formen zu finden, unter denen die nicht-besitzenden und nicht-erwerbenden Bürger von der Gesamtheit oder von den Wohlhabenden ernährt wurden. Auch der italische Bauer, der von der väterlichen Scholle verdrängt war, wanderte als Proletarier in die Stadt, um dort von öffentlichen Spenden zu leben oder seine Stimme in der Volksversammlung zu verkaufen. Bei uns hindert den verarmten Landmann oder Kleinbürger kein Gesetz und kein herrschendes Vorurteil, von unten wieder anzufangen und in mühseliger, aber ehrlicher Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen. Die Schätzung der groben, auf Erwerb gerichteten Arbeit ist eben eine ganz andere geworden: man hielt sie des freien Mannes nicht für würdig; das Christentum, die Religion der Mühseligen und Beladenen, hat sie zu Ehren gebracht[52]).

Etwas Wesentliches bleibt an Übereinstimmung zwischen Altertum und Gegenwart: hier wie dort hohe materielle Kultur, eine Blüte auch geistigen Lebens, die aber nur dadurch möglich wird, daß eine kleine Zahl begünstigter Menschen den aufreibenden Sorgen ums Dasein entrückt ist, während die große Masse, in hartem Tagewerk schaffend, Güter erwerben hilft, die ihr selbst keine Freude bringen. So war es zu allen Zeiten, und so wird es wohl immer sein. Wenn die Beschäftigung mit Griechen und Römern für die Söhne unserer besitzenden Klassen den Ernst dieses Verhältnisses deutlich und fühlbar macht, so ist das allein schon ein Verdienst. Die Jugend ist noch nicht Partei im wirtschaftlichen Kampfe; sie mag aus dem, was sie an fremden Völkern gesehen und verstehen gelernt hat, die rechte Gesinnung mitnehmen für ihr eignes späteres Leben: nicht hochmütiges Pochen des Begüterten auf den Vorteil, der ihm zugefallen ist, sondern Bescheidenheit und Ehrfurcht vor dem Willen der Vorsehung, der die Lose der Menschen ungleich verteilt. Wie das, schlicht und herzhaft, Carlyle ausspricht, wenn er im „Sartor Resartus“

(III 4) den Arbeiter anredet: *Hardly-entreated Brother! For us was thy back so bent, for us were thy straight limbs and fingers so deformed: thou wert our Conscript, on whom the lot fell, and fighting our battles wert so marred.*

Von der Erzeugung und Bewegung von Gütern kann man nicht sprechen, ohne desjenigen unter ihnen zu gedenken, das überall den Austausch zwischen den anderen vermittelt und, heute wenigstens, als ausschließlicher Wertmesser gilt, des Geldes[53]. Wie stand es damit bei den Alten?

Die beiden Völker, mit denen unsere Schüler bekannt werden, hatten als frühestes Mittel einen Wertbetrag abzugrenzen die Zählung von Stücken Viehes. Bei den Römern erinnert noch der Name des Geldes, *pecunia*, daran, daß es als bequemer Ersatz für jene ursprüngliche Form eingeführt worden war. Ihre ältesten gesetzlichen Bußen waren in Rindern und Schafen bestimmt, ähnlich wie in Athen in den Gesetzen Drakons. In der Ilias wird einmal der Wert einer tüchtigen Sklavin auf 4 Rinder geschätzt (Ψ 705); Eurykleia freilich, die Amme des Odysseus, war, als sie ganz jung ins Haus des Laërtes kam, mit 20 bezahlt worden (α 431). Als Diomedes und Glaukos ihre Waffen tauschen, gibt der lykische Fürst eine goldene Rüstung im Werte von 100 Rindern gegen eine eherne dahin, die nur 9 wert war (Z 236). Daneben kommen schon die Metalle als Tauschmittel bei Homer vor: zunächst Erz und das damals noch seltene Eisen (Z 48. H 473). Dieses harte Metall war in der ländlichen Wirtschaft für mancherlei Zwecke zu gebrauchen (Ψ 834) und deshalb ein gesuchter Artikel. Eine handliche Form es weiterzugeben oder aufzubewahren war die von Stiften oder Stangen (ὀβολοί); und eine Menge dieser Stifte, wie sie die Hand auf einmal greifen konnte, eine „Handvoll“ (δραχμή, von δράσσω), gewohnheitsmäßig auf 6 festgesetzt, ward eine geläufige Zusammenfassung. In historischer Zeit gab es diese Art Geld nur noch in Sparta, wo sie denn als etwas Besonderes auffiel und der Einführung durch einen

Gesetzgeber, Lykurg, zugeschrieben wurde. Daß in Wahrheit hier der Rest eines früher allgemeinen Gebrauches vorlag, wußte man nicht. Und doch wäre es allenfalls zu erkennen gewesen; denn die kleinen Silbermünzen, die man im übrigen Griechenland an Stelle der alten „Stäbe“ und „Bündel“ prägte, hießen immer noch — unverstanden — „Obolos“ (in Athen = 13 Pf.) und „Drachme“ (79 Pf.).

Die Entstehung des eigentlichen Geldes vollzog sich an den Edelmetallen, die ursprünglich zu Geräten und Schmuckstücken verarbeitet dem Tauschhandel dienten, dann des hierzu immer verwendbaren Stoffes wegen geschätzt und in kleinen Massen — darin lag gerade der Vorzug vor den Nutzmetallen — genau abgewogen wurden. Homer erwähnt als Geschenk, als Kampfpreis oder Sühngeld Beträge von 1, 2, 7, 10 Gewichtseinheiten (τάλαντα) Goldes; auch $1/2$ kommt vor (Ψ 751). Nun brauchte nur jemand auf den Gedanken zu kommen, die Metallmengen ein für allemal abzuteilen, in bequeme Form zu bringen und den Stempel eines Herrschers oder einer Gemeinde darauf zu drücken, die für Gewicht und Korn die Gewähr übernahmen, so war das, was wir Geld nennen, fertig. Diese Erfindung haben nach Herodots glaubhaftem Zeugnis (I 94) die Lyder gemacht, die mit ihrem durch König Krösos sprichwörtlich gewordenen Reichtum wohl den ersten Anlaß dazu hatten. Etwa seit 650 v. Chr. verbreiteten sich von Lydien aus Münzen und Münzprägung zuerst bei den Griechen Kleinasiens, dann in den seefahrenden Staaten des Mutterlandes: Ägina, Chalkis und Eretria, Megara und Athen. Eine Erinnerung an asiatischen Ursprung hat sich dauernd in dem semitischen Lehnwort μνᾶ sowie darin erhalten, daß ein Talent (nach attischer Währung 4715 Mk.) in 60 Minen (zu 78,60 Mk.) eingeteilt wurde, ein Rest uralter sexagesimaler Rechnungsweise, wie sie den Babyloniern vertraut war und in unserm „Schock“, in der Zählung von Minuten und Sekunden noch heute nachwirkt. Die Teilung der Mine in 100 Drachmen ist dann auf griechischem Boden erwachsen.

Schon die hier kurz angedeutete Vorgeschichte des Geldes bringt des Anregenden genug und hilft das Wesen einer so unheimlichen, weltherrschenden Macht verstehen. Besonders lohnend ist es nun aber, die Wirkungen zu verfolgen die der neue Faktor im wirtschaftlichen Leben Griechenlands hervorgebracht hat[54]), wozu man allerdings der Periode vor den Perserkriegen im Unterricht ein paar Stunden mehr widmen muß, als das pädagogische Dogma ihr gönnen will. Die plötzlich sich bietende bequeme Form des Güteraustausches erleichterte dem einen die Anhäufung eines ungeheuren Vermögens, dem andern, das seinige in verschwenderischem Genuß durchzubringen. So hat ums Jahr 600 in den griechischen Städten eine Verschiebung der Besitzverhältnisse stattgefunden, die stellenweise zu einer völligen Umwälzung wurde und vor allem den Stand der kleinen und mittleren Landbesitzer schädigte. An zwei Orten können wir die Vorgänge genauer erkennen: in Megara aus den Gedichten des Theognis, und in Athen aus den Nachrichten über die sozialen Wirren, die Solon mit seiner Gesetzgebung zu lösen suchte, aber erst der „Tyrann" Peisistratos durch kraftvolle Politik bewältigt hat. Es ist wohl nicht zu viel behauptet[55]): „Die Anfänge der Geldwirtschaft haben die griechische „Gesellschaft in ähnlicher Wsise aufgeregt und aufgewühlt, wie „die Anfänge der Kreditwirtschaft die französische." Und wenn Marx von John Law gesagt hat, er sei „halb Schwindler, halb Prophet" gewesen, so läßt sich der Gedanke in dieser Zusammendrängung allerdings auf keinen bestimmten Erfinder im Altertum übertragen; aber die schlimme Erfahrung, die dem Worte seinen Inhalt gibt, ist auch damals gemacht worden. Wie die Einführung des Papiergeldes — von Goethe im zweiten Teil des Faust so drastisch geschildert — im Grunde nur ein neuer Schritt war auf der Bahn, die mit der Schaffung geprägter Münzen zuerst betreten wurde: das ist eine Auschauung. die man den Schülern gern vermitteln wird, weil sie in einen großen geschichtlichen Zusammenhang den Blick öffnet.

Die Entwicklung des Geldes bei den Römern vollzieht sich

größtenteils im Lichte genauerer historischer Nachrichten; sie hat in Mommsens „Geschichte des römischen Münzwesens" (1860) eine klassische Untersuchung und Darstellung erfahren; trotzdem ist es nicht leicht durch ein paar Grundzüge zu orientieren, weil sich Währung und Münzfuß immer wieder geändert haben.

Das Entscheidende liegt in den beiden Reformen vor Beginn des ersten und zu Anfang des zweiten punischen Krieges. Bis zum Jahre 268 v. Chr. hatten die Römer nur Kupfergeld (1 *as aeris gravis* = 20 Pf.). Damals, kurz nach Beendigung erfolgreicher Kämpfe, machte der gesteigerte Wohlstand, der mehr Geld in Umlauf brachte, und der lebhafter gewordene Verkehr mit den Griechen Unteritaliens und Siciliens die Einführung einer Silbermünze und zugleich einer leichteren Art des Kupfergeldes wünschenswert. Man prägte deshalb ein Silberstück ziemlich genau im Werte der griechischen Drachme, teilte es nach sicilischem Muster in 10 Teile und nannte jeden von diesen 1 *as*; daneben gab es halbe und Viertelstücke in Silber, von denen besonders das letztere beliebt wurde. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. galten also folgende Sätze:

1 *as* = 8,2 Pf.
1 *se(mi)stertius* = $2^1/_2$ *asses* = 20,5 Pf.
1 *denarius* = 10 *asses* = 82 Pf.

Die Neuerung des Jahres 268 brachte niemandem Schaden: wer vorher eine Anzahl alter Asse ausgeliehen hatte, bekam nachher ebenso viele Sesterzen zurück; nur die Benennung hatte sich geändert.

Als Grundlage der Währung diente immer noch das Kupfer, der Sold des Kriegers wurde in *asses* berechnet; für Silber war ein festes Wertverhältnis zum Kupfer angesetzt. Aber es zeigte sich bald, daß dieses nicht gehalten werden konnte. Die Nöte des ersten punischen Krieges drängten dazu, an der Metallmenge des Kupfergeldes zu sparen, während andrerseits Silber aus griechischem Gebiet etwas reichlicher zufloß. So sank der relative Wert des Silbers, der Münzwert des Kupfers stieg; und

diese Verschiebung hätte allein schon Anlaß geben können das Verhältnis zwischen beiden neu zu fixieren. Dazu kam aber die Bedrängnis, in die das Land durch Hannibals Einfall geriet und die an die Mittel des Staates unerwartet hohe Anforderungen stellte. Da entschloß man sich im Jahre 217 auf Antrag des Konsuls Flaminius zu einer gründlichen Reform, diesmal so, daß der Staat auf Kosten der Gläubiger einen Gewinn machte. Es wurden angesetzt:

1 *denarius* = 16 *asses* = 70 Pf.

1 *sestertius* = $^1/_4$ *denarius* = 17,5 Pf.

1 *as* = 4,4 Pf.

Jetzt zahlte ein Schuldner, dem vorher 160 größere Asse (= 16 Denare) geliehen waren, nur 160 neue Asse (= 10 Denare) zurück; der Staat konnte mit derselben Kupfermenge, aus der er früher 10 Asse gemacht hatte, jetzt eine Forderung von 16 Assen bestreiten. Nur die Kriegslöhnung der Soldaten blieb von diesem Verfahren ausgeschlossen. — Übrigens hielt sich der As auch auf dem damals normierten Fuß nicht lange; er wurde weiter im Gewicht verringert, ohne daß ein neuer Versuch gemacht worden wäre das Verhältnis zwischen beiden Metallen gesetzlich festzulegen. Seit dem Ende des zweiten punischen Krieges sank das römische Kupfergeld zur Scheidemünze herab: die Doppelwährung hatte sich nicht behaupten können.

Daß im allgemeinen bei gesteigertem Verkehr und zunehmendem Wohlstand die wertvolleren Metalle an Bedeutung gewannen, die geringeren zurücktraten, versteht sich von selbst. Man bedurfte bequemer Ausdrucksmittel für größere Beträge und konnte manche kleinere Werteinheit, die früher wichtig gewesen war, nun entbehren. So gab es seit 217 den *sestertius* nur noch für die Rechnung, nicht mehr als Münze; andrerseits begannen Sulla und Pompeius Goldmünzen zu prägen, die dann in größerem Umfange Cäsar einführte. Sie waren an Gewicht und Wert den alten persischen und griechischen Goldstücken annähernd gleich:

1 (στατήρ) Δαρεικός } = 24 δραχμαί = 19 Mk.
1 attischer στατήρ }

1 *(nummus) aureus* = 25 *denarii* = 100 *sestertii* = 17 Mk. 50 Pf.

Die Übereinstimmung war wohl beabsichtigt; auch den Denar hatte man ja der Drachme nachgebildet. Bemerkenswert aber ist, daß die Abmessung des Betrages auch zu dem Werte der heute geläufigen Goldmünzen der verschiedensten Nationen so ziemlich stimmt. Es scheint, daß der Handelsverkehr in dieser Beziehung überall wieder ähnliche Bedürfnisse entwickelt hat. Und dies wird, von Drachme und Franc abgesehen, noch dadurch bestätigt, daß in der griechischen Silberprägung als gangbarstes Nominal das τετράδραχμον galt, dem an Metallwert unser zählebiger Taler fast genau gleich ist.

Die kleine Skizze des Münzwesens steht hier nicht um ihrer selbst willen, sondern soll zusammen mit dem vorher Ausgeführten zeigen, wie im Anschluß an sachliche Erklärungen, die zum Verständnis der alten Geschichte und der alten Schriftsteller ohnehin gegeben werden müssen, sich immer aufs neue Anlaß bietet das heute Bestehende zu erläutern. Das gilt im großen und im kleinen, in Formen des Verkehrs und der Sitte wie in leitenden Gedanken. Dem Horazleser, der bei dem Holzrapier des ausgedienten Fechters (Epist. I 1, 2) an den Reservestab unserer entlassenen Soldaten denkt, wird ein kleiner Zug des antiken Lebens greifbar nahe gebracht, und zugleich erkennt er in alltäglichem Brauche einen längst vergessenen symbolischen Sinn. Wer sich als Knabe über die Naivetät wundert, womit Homer Wohlhabenheit unter den guten Eigenschaften des Charakters nennen läßt (σ 127), wird leicht dazu angeregt werden, sich in der eigenen Umgebung einmal umzusehen ob er wohl Ähnlichem begegne, und wird, sei es jetzt oder später, die Erfahrung machen, daß noch heute und in einer christlichen Gesellschaft doch eigentlich die Ansicht herrscht, etwas Geld zu haben gehöre zum Begriffe des anständigen Menschen. Unser amtlicher Lehrplan, auch der jüngste von 1901, zeigt kein rechtes Verständnis für die Eigenart der

verschiedenen höheren Schulen, wenn er als die Stelle, wo „Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen“ angeknüpft werden soll, auch für das Gymnasium die Durchnahme der neuesten Geschichte in Untersekunda und Oberprima bezeichnet (S. 48). Natürlich müssen solche Dinge auch dort berührt werden; wie will man heutzutage anders Geschichte erzählen? Den Zusammenhang aber, in dem die Schüler zu eindringlicher und fruchtbar vergleichender Betrachtung dieser Verhältnisse geführt werden können, bietet die Beschäftigung mit der antiken Kultur und Geschichte, weil hier die Bekanntschaft mit den mannigfaltigen Seiten des Daseins nicht durch Lehrbuch oder Vortrag mitgeteilt, sondern in Fülle aus den Quellen selbst erarbeitet wird. Zustände und Einrichtungen der Alten können wir ja uns und der Jugend gar nicht anders deutlich machen, als indem wir die überlieferten Nachrichten aus der Anschauung des eigenen Lebens heraus mit Leben zu erfüllen suchen; dadurch aber, daß wir die gegenwärtigen Formen mit denen der Vergangenheit vergleichen und sie im Äußeren verschieden, im Kerne oft wunderbar übereinstimmend finden, lernen — und lehren — wir, in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der modernen Welt das Äußerliche und Zufällige vom Notwendigen und Wesentlichen zu trennen. Und das ist doch wohl, was man „verstehen“ heißt.

V.

Staat und Politik.

Ἀναγκαῖον πρὸς τὴν πολιτείαν βλέποντας παιδεύειν τοὺς παῖδας.

Aristoteles, Polit. I 13.

Das zuletzt Gesagte gilt mindestens in gleichem Maße für die staatlichen Verhältnisse, und zwar nicht bloß die römischen. Gegen vielfach geäußerte Zweifel an der politischen Begabung der Griechen hat man mit Recht geltend gemacht, daß dieses Volk doch Werke wie Platons „Staat" und Aristoteles' „Politik" hervorgebracht habe. Von denen erfahren freilich die Schüler nicht allzuviel. Auch von den Abschnitten aus Aristoteles, die Wilamowitz bietet, ist nur etwa die Hälfte zur Lektüre geeignet; darin aber sind Gedanken von unvergänglicher Kraft. In einer Erörterung über die Entwicklungstufen der Demokratie wird zwischen der Berechtigung, an den Staatsgeschäften teilzunehmen, und der praktischen Möglichkeit, dies Recht auszuüben, scharf geschieden und als bester der Zustand bezeichnet, wo die Zahl derer, die sich tatsächlich der Politik widmen, kleiner ist als die Menge der dazu Berechtigten: ὅλως γὰρ τὸ μὲν μὴ ἐξεῖναι πᾶσιν ὀλιγαρχικόν, τὸ δὲ δὴ σχολάζειν ἀδύνατον μὴ προσόδων οὐσῶν (IV 6 = p. 1292 b, 31 sq.). Das heißt: die Menschen lassen sich eine Beschränkung durch die Gewalt der Tatsachen viel eher gefallen als durch die gesetzlichen Bestimmungen. So einleuchtend dies ist, so selten wird es beherzigt. Die Verwirrung, in die das höhere Schulwesen in Preußen im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts bei aller Fürsorge geraten

war, hatte ganz und gar darin ihren Grund, daß die leitenden Männer die Auswahl der zu höheren Berufen Geeigneten und die Fixierung des zweckmäßigsten Ganges der Vorbildung nicht der Macht der Tatsachen überlassen wollten, sondern von Staatswesen zu regeln unternahmen: τὸ δὲ μὴ ἐξεῖναι πᾶσιν ὀλιγαρχικόν. — Um Demokratie, Oligarchie, Monarchie in ihren Grundzügen klar zu machen, dazu bietet für die Schule nach wie vor die beste Handhabe Herodots Erzählung von den persischen Großen, die nach dem Sturze des falschen Smerdis darüber beraten, welche Verfassung der befreite Staat erhalten soll (III 80—82). Zu den kostbarsten Stücken der Primanerlektüre gehört von jeher die Leichenrede des Perikles, die das lebendige Bild eines großen Staatsmannes, eines wohlgeleiteten Gemeinwesens gibt (Thuk. II 35—46). Vor allem aber aus der alten Geschichte selbst lernt man die Grundformen politischer Ordnung kennen und verstehen.

Athen und Sparta sind für alle Zeiten typische Vertreter eines großen Gegensatzes in der Regierungsform. Nicht nur wie diese ist, sehen wir, sondern in Athen auch, wie sie entsteht, an beiden Stellen, wie sie sich weiter entwickelt, wie das ursprünglich gesunde Verfassungsleben doch mit einer inneren Folgerichtigkeit ausartet und zu Mißformen führt, zur Herrschaft hier des Pöbels und der Führer die ihm schmeicheln, dort einer engherzigen Clique. — Legitime Monarchie gibt es auf griechischem Boden in historischer Zeit nicht mehr. Aber die „Tyrannis“ wird lehrreich, wenn man sie, zumal in Athen, unter zwei Gesichtspunkten betrachtet: einmal von seiten der Notwendigkeit, mit der sie inmitten sozialer und politischer Wirren sich erhob, dann im Hinblick auf die Mission, die sie zu erfüllen hatte, und auf die heilsamen Folgen, die sie für eine kräftige Weiterentwicklung des Staates gehabt hat. Daß trotzdem die Freiheit den Menschen das höchste Gut blieb, weil sie sich gerade zu ihrem Vorteil am wenigsten zwingen lassen wollen, erkennt man aus der Verschärfung des Sinnes, die der Ausdruck „Tyrann“ allmählich erfahren hat. Die Sache selbst ist

unter anderem Namen wiedergekehrt. Die Schüler mögen die Freude haben dies selber zu entdecken, und indem sie in Cäsar und Napoleon das erkennen, was die Griechen τύραννος nannten, die Kunst üben, wie man in allem Fremdartigen der äußeren Erscheinung doch die Verwandtschaft des Wesens herausfindet. Das Entscheidende liegt darin, daß einem einzelnen Manne das gelingt, was die Parteien nicht vermocht haben zustande zu bringen[56]): einen Bund zu stiften zwischen Kraft und Einsicht, die immer bei wenigen sind, und dem gefährlichen Machtfaktor, den die Masse bildet. Wer dies als Primaner durchschaut hat, wird später die glänzenden Ausführungen eines Propheten wie Friedrich Naumann mit Vorsicht aufnehmen, der, indem er ein Bündnis zwischen Demokratie und Kaisertum empfiehlt, im Grunde dem Gedanken nahe kommt, unsere ererbte Monarchie in eine Tyrannis zu verwandeln[57]).

Βασιλεύς im eigentlichen Sinne ist bei den Griechen der Perserkönig, dessen Hof „die Pforte" hieß — wie noch heute der des Sultans —, eine wirksame Erinnerung an die demütige Haltung, in der die Untertanen nur von fern dem Herrscher nahen durften. Die Könige des Epos scheinen zur Bildung politischer Begriffe nicht viel beizutragen. Und doch, wenn der Dichter von Sarpedon sagt, er habe das lykische Land geschirmt „durch Rechtsprechung und durch seine Stärke" (Π 542), so deutet er damit schon klar auf die beiden Grundelemente der fürstlichen Gewalt hin: daß einer zugleich oberster Richter ist und oberster Kriegsherr — zwei Eigenschaften, von denen, merkwürdig genug, Friedrich der Große die erstgenannte für die wichtigere hielt[58]). Auch für ihr Volk zu opfern lag den homerischen Königen ob (Γ 270 ff.; γ 5 ff. 57 ff.). Nun gilt bei uns im evangelischen Deutschland als dritte Funktion des Landesherrn, seit dem Augsburger Religionsfrieden, die im Kirchenregiment, dem er als *summus episcopus* der Landeskirche vorsteht. Wenn man bei Durchnahme der römischen Königszeit die Schüler hieran erinnert, so wird leicht einer aus ihrer Mitte von selber vermuten, daß unsere im 16. Jahrhundert aufgekommene Anschauung auf

den nach Deutschland übertragenen römischen Rechtsbegriffen beruhe, die hierin den griechischen, jedenfalls den athenischen verwandt waren. Wie entschieden zum Wesen des Königs die Stellung als oberster Priester gehörte, sieht man am besten daraus, daß nach Aufhebung des Königtums doch in Athen der Oberbeamte, der die Aufsicht über allen Gottesdienst hatte, weiter den Titel βασιλεύς führte, in Rom für gewisse heilige Handlungen die Würde eines *rex sacrorum* beibehalten wurde.

Diese Maßregel ist noch in anderer Beziehung wichtig: sie zeigt den konservativen Sinn, den die Athener in der Religion, die Römer überall bewährt haben. Wie diese im bürgerlichen Rechte, wenn sich die Verhältnisse der Wirklichkeit noch so sehr geändert hatten, es mit Hilfe der Fiktion immer so einzurichten wußten, daß eine notwendig gewordene neue Bestimmung sich in das überlieferte System einfügte, ja aus ihm entwickelt zu sein schien: so haben sie auch in der Verfassung nie einen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen, sondern den wechselnden Bedürfnissen durch organische Weiterbildung entsprochen. So wurde das Oberamt der Republik aus dem Königtum abgeleitet, so fünf Jahrhunderte später von Cäsar und Octavian die neue Monarchie durch Zusammenfassung gesetzlicher Amtsbefugnisse in der Weise gestaltet, daß der Rahmen der republikanischen Staatsordnung nicht gesprengt zu werden brauchte. Als im Jahre 52 v. Chr. die inneren Wirren einen Diktator erheischten, während man sich mit Grund scheute dem letzten der es gewesen, Sulla, einen Nachfolger zu geben, fand der Senat den Ausweg, daß er Pompeius zum „Konsul ohne Kollegen“ bestellen ließ. Solche staatsmännische Besonnenheit war freilich dem beweglichen griechischen Geiste fremd.

Daß bei aller Neigung, bestehende Formen zu erhalten, doch der Fortschritt in Rom sich durchzusetzen vermochte, zeigt der Ständekampf durch sein Ergebnis. Auch seinen Verlauf genauer zu betrachten war am Gymnasium vor 1892 mög-

lich, und war nützlich. Denn nirgends konnte der Schüler so klar wie hier sehen, daß wie alle menschlichen Verhältnisse so auch die des Staates, der doch ein *status* zu sein beansprucht, in unablässigem Flusse sich bewegen, daß mit dem gewordenen Rechte überall ein werdendes ringt. Heute muß man sich begnügen, den Gegensatz von Patriziern und Plebejern kurz zu beschreiben. Dafür gewährt Hilfe, auf die mich vor Jahren ein Freund hinwies, der Vergleich mit Buren und Uitlanders in der Südafrikanischen Republik: den alten, vollberechtigten Einwohnern standen die Zugezogenen gegenüber, die anfangs nur als fremde Schutzgenossen ihr Gewerbe getrieben, im Laufe der Generationen aber sich vermehrt, an Wohlstand zugenommen hatten, heimisch geworden waren und nun auch politische Rechte verlangten. Die Betrachtung wirkt auch hier nach zwei Seiten hin klärend: sie bewahrt vor dem Irrtum, zu dem die später erwachsene Bedeutung des Wortes „Plebs“ verleitet und der in Shakespeares „Coriolan“ packend durchgeführt ist, als seien die Plebejer, die sich die Stellung von Vollbürgern erkämpften, arme und schmutzige Leute gewesen; zugleich macht sie auf das aufmerksam, was in der Politik der Buren unrichtig war und was man bei aller Bewunderung ihres Heldenmutes, bei aller Teilnahme für ihr grausames Geschick nicht zu verkennen braucht, daß sie es in friedlichen Zeiten versäumt hatten, ihre Verfassung dem geänderten Bestande der Einwohnerschaft gemäß allmählich umzuformen. — Übrigens decken sich die beiden Seiten unserer Vergleichung nicht ganz: einen Teil der alten *plebs* bildeten die ehemaligen Bürger unterworfener Gemeinden, die denn mit ihrem Verhältnis zu den Patriziern eher in der Stellung der Messenier zu den spartanischen Eroberern oder — aus neuerer Zeit — der Iren zu den Engländern eine Parallele finden würden [59]).

Als in Rom der Geburtsadel seine tatsächliche Bedeutung verloren hatte, begann durch Zusammenschluß der alten Patrizierfamilien mit den angesehensten plebejischen eine neue Aristokratie sich zu bilden, die des Amtes: wieder ein wichtiger

Begriff, der nicht ganz leicht den Schülern eingeht. Dafür lohnt dann, daß sie, wenn es gelungen ist, nicht nur die Erklärung des Wortes „Nobilität" verstanden, sondern eine neue politische Anschauung gewonnen haben. Behutsam, soweit es möglich ist, mag man auch hier moderne Analogien heranziehen; den wertvollsten Stoff zur Erläuterung bieten reichliche Züge aus den Reden und Briefen Ciceros, der selber aus dem Kreise der „Ritter" in den der „Senatoren" überging, doch auf die Wahrung eines guten Einvernehmens mit seinen früheren Standesgenossen immer Wert legte. Seitdem durch das Claudische Gesetz (gegen 218 v. Chr.) den Senatoren und Senatorensöhnen die Teilnahme an gewerblichen Unternehmungen verboten war, hatten sich die Vertreter der hohen Finanz — durch eine besondere Fügung der Umstände *equites* genannt — allmählich als eigner Stand neben dem Ringe der regierenden Familien befestigt. Die einen waren von der Spekulation, die anderen von der Staatsverwaltung ausgeschlossen; aber beide fanden Wege die gesetzlichen Schranken zu umgehen. Ciceros Freund Marcus Brutus, der spätere Cäsarmörder, ein Mitglied der Nobilität, trieb durch Mittelspersonen in Asien den ärgsten Wucher[60]); und daß die Kapitalisten mit ihrem Vermögen es vermochten den Gang der Politik zu beeinflussen, würden wir annehmen können, auch wenn es nicht nachweisbar wäre[61]). In den Jahrzehnten nach dem zweiten punischen Kriege waren sie es, die eine förmliche Aufrichtung der Reichsgewalt im Osten durchsetzten; denn für ihre sich ausdehnenden Handelsgeschäfte wünschten sie die Sicherheit, die der römische Soldat mitbrachte, für die Ausbeutung des Zollwesens, auf der ihr Reichtum beruhte, eine Vermehrung der Provinzen. Als hundert Jahre später Mithridates zu schaffen machte, sodaß außergewöhnliche militärische Maßnahmen in Asien erfordert wurden, legte Cicero das Interesse der dort engagierten Steuerpächter *(publicani)* dem Volke mit der Begründung ans Herz: wenn die Einkünfte des Staates die Sehnen in seinem Körper seien, so müsse der Stand, der sie eintreibe, als Stütze

aller übrigen Stände angesehen werden (de imperio Cn. Pompei 7, 17).

Das Verhältnis zwischen Senatoren und Rittern änderte sich in der Kaiserzeit. Da der Princeps die wichtigsten Provinzen in eigne Verwaltung übernahm, so mußte er wünschen, Beamte zu haben die ihm persönlich verantwortlich, also von ihm abhängig wären. Diese wurden zunächst aus den Freigelassenen des Kaisers, später mehr und mehr aus den Rittern genommen, und natürlich für ihre Tätigkeit honoriert. So bildete sich ein Stand von besoldeten höheren Beamten heraus, im römischen Reiche etwas Neues. Denn die Beamten senatorischen Ranges, in deren Händen bis auf Cäsar die ganze Provinzialverwaltung gelegen hatte, versahen auch die verantwortungsvollsten und arbeitsreichsten Posten nur im Ehrenamt. Daß es schimpflich sei für eine der Gesamtheit dienende Arbeit Bezahlung zu nehmen, klingt ja sehr erhaben. Wenn man aber bedenkt, was tatsächlich daraus geworden ist, wie bei den römischen Statthaltern die menschliche Natur denn doch ihre Ansprüche geltend machte und den materiellen Lohn, den es in gesetzlicher Form nicht gab, durch Aussaugen der Bevölkerung einzutreiben wußte, so hat man ein redendes Beispiel dafür, daß schöne Gedanken, in die irdische Wirklichkeit übersetzt, zu sehr unschönen Zuständen führen können. — Zu einer Betrachtung entgegengesetzter Art regt der athenische Gebrauch an, Beamte durchs Los zu bestimmen. Sokrates hat bitter darüber gespottet[62]); und uns erscheint dergleichen wie heller Wahnsinn. Der war es nun doch nicht. Protagoras bei Platon verteidigt nicht ungeschickt die Ansicht, daß die Ausübung der politischen Rechte nicht Sache einer technischen Fertigkeit sei. Und wenn es auch eine mythische Form ist, in die er seinen Gedanken kleidet, so gibt es doch ganz nüchterne Erwägungen, die dasselbe sagen. Bei der vielseitigen und gleichmäßigen Ausbildung, die allen Bürgern, dank der Natur des Landes und dank der mäßigen Belastung mit grober Arbeit, zu teil wurde, ließen sich in der Tat die Eigenschaften, deren

es zur Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten bedurfte, einigermaßen bei jedem voraussetzen[63]). Und eigentlich tritt ja in unserm Repräsentativsystem eine verwandte Anschauung zutage, wenn doch die an sich naturgemäße Bestellung von Vertretern der verschiedenen Berufstände ausgeschlossen, vielmehr — wenigstens in der Idee — der Anspruch erhoben wird, daß jeder Abgeordnete die Interessen aller Einwohner seines Wahlkreises, auch solche, die seinem eignen Erfahrungsgebiete ganz fern liegen, gleichmäßig würdigen und wahren solle.

Unsere politischen Körperschaften sind denen der Alten recht unähnlich; und doch finden sich Beziehungen, die zum Nachdenken auffordern. Die Verteilung der gesetzgebenden Gewalt auf mehrere Faktoren, zwischen denen jedesmal eine Einigung erzielt werden muß, lernt man als etwas Notwendiges und in der Natur der Dinge Begründetes erkennen, wenn man sieht, daß sogar in dem demokratischen Athen jeder Volksbeschluß mit den Worten anfängt: Ἔδοξεν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ „Rat und Volk haben für gut befunden". Daß einem deutschen Sekundaner die verschiedene Bedeutung von Landtag und Reichstag einigermaßen klar sei, verlangt man mit Recht; in einem Punkte, in bezug auf das Verfahren der Wahl zu beiden Parlamenten, gibt den ungezwungensten Anlaß zur Erläuterung ein Vergleich mit den zwei Arten der römischen Komitien, die wieder auch ihrerseits dadurch dem Verständnis näher gerückt werden. Durch Abstufung der Klassen und der Zahl der Centurien in ihnen war das Übergewicht der Besitzenden gesichert wie in unserm Dreiklassensystem bei der Landtagswahl, während innerhalb der einzelnen Tribus nach Köpfen abgestimmt wurde, also die Menge den Ausschlag gab, wie es in Frankreich 1789 der dritte Stand durchgesetzt hat — *par tête* anstatt *par ordre* — und wie wir es bei der Wahl zum Reichstage haben. Allerdings fand der praktische Sinn der römischen Staatsmänner ein Mittel, um den Einfluß der Proletarier in den Tributkomitien doch wieder zu mildern, bis in der Zeit nach dem ersten punischen Kriege beide Einteilungen der Bürger-

schaft miteinander verschmolzen wurden. — Im Senat hießen diejenigen Mitglieder, die noch kein öffentliches Amt bekleidet hatten, also nicht selber sprechen sondern nur der Ansicht eines Älteren beitreten durften, *pedarii*, nach der ursprünglichen Form in der sich das „Beitreten" vollzog, und die in dem „Hammelsprung" unserer Parlamente ziemlich unverändert fortlebt. Bei der vorläufigen Stimmabgabe im Senate *(rogatio)* wurde immer der älteste und würdigste Mann *(princeps senatus)* zuerst aufgerufen, dann die übrigen nach der genauen Reihenfolge ihrer amtlichen Ehren; bei uns gilt in jedem Kollegium der Grundsatz, daß bei der endgültigen Abstimmung mit dem Jüngsten begonnen wird. Beide Methoden stehen zwar nicht im Gegensatze zueinander, beruhen jedoch auf Gedanken, die in entgegengesetzte Richtung weisen und gelegentlich zu einer für künftige Staatsbürger ganz förderlichen Betrachtung verwertet werden können.

Das Gleiche trifft zu für ein Verhältnis im öffentlichen Leben, das in jedem Staate zu den wichtigsten gehört: das der Justiz zur Verwaltung. Wir rühmen uns ihrer Trennung; und gewiß war es eins der wirksamsten Verdienste unseres großen Königs, daß er hier, schon als jugendlicher Herrscher, den entscheidenden Schnitt mit klarem Bewußtsein vollzogen hat. Aber auch so gibt es noch Berührungen genug zwischen beiden Gebieten, und auch wohl Reibungen, die es wünschenswert machen, daß ein junger Mann, der aus der Schule ins Leben entlassen wird, schon einmal darüher nachgedacht habe, was die zwei Verwandtes haben und worin sie sich scheiden. Einen vortrefflichen Anknüpfungspunkt für solches Nachdenken gibt, in der Geschichte seines Konsulates, Cicero. Als er am 5. Dezember 63 die überführten Catilinarier nach Beschluß des Senates hinrichten ließ, handelte er nicht viel anders, als wenn heutzutage ein leitender Staatsmann durch das Gesamt-Ministerium ein Todesurteil aussprechen und dieses dann vollstrecken lassen wollte. Man braucht nur einmal in Gedanken diese Parallele zu ziehen, um auf der einen Seite den Sturm

des Unwillens zu begreifen, der sich bald nachher gegen Ciceros Amtsführung erhob, zugleich aber dankbar den Vorzug der geordneten Zustände zu empfinden, in denen wir leben, auch im Vergleich zu einer Zeit der die unsere sonst von manchen Seiten nur allzu ähnlich sieht.

Durch die Ausbildung des Rechtes sind die Römer zu Lehrern und Erziehern der Welt geworden[64]); in ihrer Gerichtsverfassung war nicht alles der Bewunderung wert. Aus dem Prozeß gegen Verres, dessen Führung Cicero zur Ehre gereicht, erfahren die Schüler, welche Schwierigkeit es haben konnte, selbst da wo das Unrecht zum Himmel schrie, einen Mann zu finden, der es wagte die Anklage zu übernehmen. Und im Anschluß daran hält es nicht schwer das Gute der modernen Einrichtung zu schätzen, wonach in allen Fällen, deren Ahndung im öffentlichen Interesse liegt, auch die öffentliche Gewalt den Kläger bestellt. Dieselbe Lehre läßt sich aus der von edler Leidenschaft erfüllten Rede des Lysias gegen den Mörder seines Bruders entnehmen. Und die ganze Gestalt dieses Mannes mit seiner eigentümlichen Berufstätigkeit gibt zu Betrachtungen über die Organisation des Gerichtswesens Anlaß: die Stellung unserer Rechtsanwälte ist eine viel selbständigere und würdigere als die des athenischen λογογράφος, der nicht selber sprechen durfte, sondern bloß den Parteien ihre Reden verfaßte, also genötigt war aus fremder Person heraus seine Gedanken zu entwickeln und sprachlich auszudrücken. Was würden wir wohl darum geben, die Verteidigungsrede zu besitzen, die Lysias für Sokrates ausgearbeitet hatte! Καλὸς μὲν ὁ λόγος, οὐ μὴν ἁρμόττων ἐμοί: damit wies jener sie zurück. Und der Berichterstatter, dem wir die Antwort in dieser Form verdanken[65]), fügt richtig hinzu: offenbar war es mehr eine Gerichtsrede als die Rede eines Philosophen. Eben deshalb würde sie uns einen unschätzbaren Einblick in die juristische Beschaffenheit des Prozesses gewähren. Übrigens bleibt er auch so für die technische Seite des Rechtes, von der hier die Rede ist, nicht ohne Ertrag: daß Schuldfrage und

Strafabmessung getrennte Dinge sind, wird niemand vergessen, der die platonische Apologie in ihren Teilen verstanden hat.

Man hat neuerdings versucht die Summe dessen, was ein reiferer Schüler von den Einrichtungen des eignen Staates wissen soll, in besonderen Darstellungen — etwa unter dem Titel „Bürgerkunde" — zusammenzufassen, und dabei sind nützliche kleine Bücher entstanden. Einer ausgiebigeren Verwertung für die Schule steht doch im Wege, daß es keine Stelle gibt, um ihren Inhalt organisch in den Lehrplan einzufügen, und daß eine solche auch nicht geschaffen werden kann, ohne das böse Vielerlei aufs neue zu vermehren. Aber es bedarf dessen auch nicht. Worauf es ankommt, ist doch hier wie anderwärts nicht die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern die Aufmerksamkeit des Sinnes, die Bereitwilligkeit und Fähigkeit, auf politische Verhältnisse zu achten und das Wesentliche darin aufzufassen. Diese Eigenschaft kann gar nicht besser gepflegt werden als durch eine vergleichende Betrachtung, die im Zusammenhang der alten Geschichte wie der griechischen und lateinischen Lektüre von einer genaueren Durchnahme der staatlichen Formen des Altertums ausgeht. Um Wesen und Wert unserer Heeresverfassung richtig zu würdigen, gibt es kein sichreres Mittel, als daß man sich klar macht, wie Scharnhorsts Reform das genaue Gegenteil der Neuerung war, die bei den Römern Marius herbeiführte; und um jene Einrichtung zu erklären, muß man die unsrige heranziehen[66]. Ein sprechendes Beispiel für das, was wir durchweg behaupten, daß die Vertiefung in das klassische Altertum nicht vom Verständnis für die Gegenwart und das eigne Volk ablenkt, sondern unwiderstehlich dazu hinführt.

VI.

Geschichte.

Τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι.
Thukydides.

Die Ausführungen der beiden letzten Kapitel beruhen auf dem Gedanken, daß es mit der geschichtlichen Bildung am Gymnasium ebenso steht wie mit der geographischen: ihre eigentliche Quelle fließt aus dem klassischen Altertum. Man darf nur nicht denken, daß „Bildung“ dasselbe sei wie „Kenntnisse“. Die werden ja auch aus anderen Gebieten der Geschichte, jetzt reichlicher als früher, mitgeteilt und zur Aneignung gebracht. Aber was dem Geiste Nahrung gibt, ihn wachsen und sich entfalten läßt, ist überall nicht die Menge des überlieferten Wissens, sondern die selbständige Mühe, die aufgewendet wurde um Wissen zu erwerben. So kann einer auch die Fähigkeit, geschichtliche Verhältnisse anzuschauen, geschichtliche Fragen zu würdigen oder gar aufzuwerfen, nur an einem Stoffe gewinnen, für den er an der Arbeit des Suchens nach den Tatsachen und ihrem Zusammenhang selbst irgendwelchen Anteil nimmt. An realistischen Anstalten können Briefe, Memoiren, zeitgenössische Berichte zu manchen Abschnitten der englischen und französischen Geschichte so reichlich gelesen werden, daß die Schüler eine Ahnung bekommen, was historische Forschung heißt; freilich sind zu solcher Ausgestaltung der neusprachlichen Lektüre bis jetzt nur die ersten Ansätze gemacht. Das Gymnasium hat noch immer den großen

Vorzug, daß die wichtigsten Quellenschriften der römischen und griechischen Geschichte zugleich klassische Werke der Literatur und als Gegenstände der Schullektüre seit lange eingebürgert sind. Dies ist denn das Element, in dem und aus dem bei einem Gymnasiasten der historische Sinn gebildet wird. Auch die Maßregeln von 1892, die den eigentlichen Unterricht in alter Geschichte auf ein Minimum beschränkten, haben an dem inneren Verhältnis nichts geändert, nur dem, der die innerlich vorhandenen Kräfte zur Auswirkung bringen möchte, die Arbeit erschwert.

Daß die Geschichte des Altertums geeignet sei Menschen unserer Zeit und im besondern junge Deutsche zu erziehen, wird gern mit Berufung darauf bestritten, daß ihr Inhalt uns fremd bleibe und der unmittelbaren Beziehung auf die Gegenwart entbehre. Nicht einmal dies ist schlechthin richtig. Ein in der heutigen Politik so mitbestimmendes Problem wie die „orientalische Frage“ kann nur im welthistorischen Zusammenhange recht gewürdigt werden. Wie das Drängen der Russen nach dem Besitz von Konstantinopel, das Werben anderer Nationen um die Vorherrschaft ihres Einflusses dort nicht auf bloßer Eroberungslust beruht, sondern auf natürlichen und unausweichlichen Bedingungen, wird einem klar, wenn man sieht, wie von ältesten Zeiten her um diese Stelle gestritten worden ist, an der sich die Kulturgebiete von Asien und Europa näher als irgendwo sonst berühren, wo ein wichtiger Seeweg von einer noch wichtigeren Landstraße gekreuzt wird. Der trojanische Krieg, dann die Kämpfe der Perser und Griechen sind die frühesten Formen, in denen die große Bewegung hervortritt; und wenn zu Beginn der römischen Kaiserzeit der Plan auftauchte und, weil er die Gemüter beunruhigte, im Auftrage des Augustus öffentlich zurückgewiesen werden mußte[67]), den Sitz der Herrschaft von Rom nach Byzanz zu verlegen, so ist auch dies lehrreich und hilft verstehen, warum später das oströmische Reich so festen Bestand hatte und für Jahrhunderte die Erbschaft der westlichen Weltmacht übernehmen konnte.

Immerhin sind Fälle dieser Art nicht allzu häufig. Der Hauptbeitrag der alten Geschichte zum Verständnis der späteren Zeiten und gerade auch der, in welcher wir leben, liegt darin, daß sie den Schüler in einfachen, zum guten Teil selbsterarbeiteten Beispielen die historischen Grundverhältnisse kennen lehrt. Diese kehren überall wieder; und wer sie einmal klar angeschaut hat, wird sie nachher auch da finden, wo sie unter der Fülle begleitender Erscheinungen versteckt liegen. Einige solcher Grundverhältnisse sollen hier kurz erläutert werden.

1. Cicero machte für die inneren Zwistigkeiten, von denen der Staat seit zwei Generationen zerrissen wurde, die Gesetzgebung der Gracchen, Iulianus Apostata für den Verfall des alten Glaubens die Anhänger des Christentums verantwortlich. Beide hielten das, was Wirkung war — den Versuch sozialer Reform, das Aufkommen der neuen Religion an Stelle einer überlebten — für die Ursache, und begingen den auch in moderner Politik nicht ungewöhnlichen Fehler, daß sie eine Krankheit zu heben meinten, indem sie ihr auffälligstes Symptom bekämpften. Doch auch wo diese gröbste Verwechselung vermieden wird, ist für richtige Erkenntnis des Kausalzusammenhanges noch nicht alles getan. Kein Irrtum ist geläufiger, als daß man sich bei den Vorfällen, die zu einem geschichtlichen Ereignis den äußeren Anstoß gegeben haben, beruhigt und es aus ihnen erklären zu können meint. Darum ist es gut, daß an einem Stoffe, der nicht allzuschwer zu durchdringen ist, der Sinn geschärft und das Auge gewöhnt wird sich auf ein doppeltes Objekt einzustellen: die sichtbare Veranlassung und den verborgen wirkenden Grund. Von den Verwicklungen, die zum ersten und zweiten Samniterkrieg, zum Kampfe der Römer gegen Tarent, zur offenen Feindschaft mit Karthago geführt haben, hört der Sekundaner nicht nur im Geschichtsunterricht, sondern liest auch einiges davon selber bei Livius. Es schadet gar nichts, wenn er mit den Einzelheiten genauer befaßt wird; um so mehr wirkt es nachher, wenn ihm der Lehrer klar macht, daß sie im Grunde nicht

sehr wichtig sind. Ein Unterricht, der von vornherein bloß die Hauptsachen mitteilt, beraubt den Schüler gerade der fruchtbarsten und wirksam bildenden Tätigkeit: aus der Menge des Tatsächlichen selber herauszufinden, worauf es eigentlich ankommt. Auch dem Manne bringt ja das Leben die Hauptsachen nicht sauber präpariert entgegen. Wie soll er in den Wirrnissen der Politik des Tages, die ihn umdrängen, sich zurechtfinden, wenn er nicht gelernt hat, nach den wahren Beweggründen zu suchen, die unter der Oberfläche versteckt liegen? Eine erste Anleitung dazu gehört schon in die Schule, und gerade in den Teil des Geschichtsunterrichtes, der durch seinen Stoff zu keinerlei bedenklichem Eingehen auf Zeitfragen einladet. — In unserm Falle ist es nicht schwer einzusehen, daß kraftvolle Nationen mit innerer Notwendigkeit nach Ausdehnung streben, so daß Kampanien, wie es zwischen Römern und Samnitern, Sicilien, als es zwischen römischem und karthagischem Machtbereich in der Mitte lag, unvermeidlich einen Konflikt herbeiführen mußten, einerlei bei welcher Gelegenheit und in welcher Form er ausbrach. Bekanntlich waren ja die Umstände, unter denen der erste punische Krieg angefangen wurde, für die Römer durchaus nicht ehrenvoll, so daß ihr Recht in diesem Streite ganz verschieden zu beurteilen ist, je nachdem der Anlaß oder der Grund ins Auge gefaßt wird.

Unter den Kriegen der griechischen Geschichte ist einer, dessen Entstehung aus allerlei kleineren Händeln dem Lernenden erfahrungsgemäß viel Mühe macht, der peloponnesische. Korkyra Potidäa Megara, und was darüber zu sagen ist, möchte ich keinem ersparen; aber es soll alles nur Vorbereitung sein und gewissermaßen Folie für die eindringendere Erkenntnis, zu der Nissen uns verholfen hat: daß der Selbsterhaltungstrieb der attischen Großmacht zu dem Versuche drängen mußte, auch im Westen der griechischen Welt Fuß zu fassen, wodurch denn ein Zusammenstoß mit Korinth, dessen Vorzug eben auf dem gleichmäßigen Anteil an beiden Meeren beruhte, von selbst gegeben war[68]). In den Zeiten, da die Griechen sich nach

allen Seiten über das Ägäische Meer hinaus verbreiteten, als am Pontos Euxeinos, in Unteritalien und Sicilien griechische Pflanzstädte erwuchsen, hatten die Athener noch keine maritimen Interessen, weil die Lage ihres Wohnsitzes für den Seeverkehr nicht so günstig war wie etwa die von Megara und Korinth. Sie waren damals mit der Ordnung ihrer inneren Verhältnisse beschäftigt Und indem sie, über den engsten Begriff des Stadtstaates hinausgehend, ein größeres Gebiet, die ganze Landschaft, zu einem politischen Gemeinwesen organisierten, legten sie freilich den Grund zu ihrer späteren Stärke; aber damit war nun auch die Schwäche verbunden, daß sie keine Kolonien hatten. Schon Themistokles lenkte deshalb den Blick nach Westen: er nannte zwei seiner Töchter Italia und Sybaris (Plutarch Them. 32); und als im Kriegsrate bei Salamis die Meinung laut wurde, den Posten am Isthmus zu verlassen und weiter zurückzuweichen, erklärte er, die Athener würden, wenn das geschähe, wie sie da wären, mit Weib und Kind und Knecht, auswandern und sich in Siris in Unteritalien ansiedeln (Herodot VIII 62). Eine so weitschauende Politik wurde von Perikles fortgesetzt: er gründete in jener Gegend Thurii (443 v. Chr.), um dem athenischen Einfluß eine Stütze zu geben; und als die junge Stadt sich bald vom Bunde mit Athen losmachte, war ihm der Streitfall zwischen Korinth und Korkyra eine willkommene Handhabe, um hier einzugreifen und durch geleisteten Beistand einen wertvollen Bundesgenossen im Westen zu gewinnen. Von dieser Seite betrachtet zeigt sich auch die unglückselige Unternehmung gegen Syrakus (415) in anderem Lichte, und daß sie etwas mehr ist als ein unsinniger Streich des übermütigen Alkibiades[68a]).

2. Die naive Überschätzung dessen, was der einzelne Mann vermag und vollbringt, ist ein zweiter Punkt, gegen den die Bildung des historischen Denkens wirken soll. In einer Zeit, die sich durch Fruchtbarkeit und Zuversicht im Erlaß von Verfügungen und Gesetzen auszeichnet, und der freilich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens große organisatorische

Aufgaben gestellt sind, ist es wohl nützlich daran zu erinnern, daß überall die besten Staatsordnungen die sind, die nicht gemacht sondern geworden sind, und die höchstens nachträglich das Benennungsbedürfnis der Menschen an eine bestimmte Person geknüpft hat. Die Verfassungen, welche die Tradition einem Lykurg Romulus Servius Tullius zuschreibt, waren eben darum etwas so Vollkommenes für ihre Zeit und etwas so lange Dauerndes, weil sie nicht von der übernatürlichen Weisheit eines einzelnen ersonnen, sondern aus den natürlichen Verhältnissen und Bedürfnissen eines ganzen Volkes erwachsen waren. Daher haben denn alle Gesetzgebungen in historischer Zeit viel weniger Glänzendes geleistet als jene sagenhaften.

Wie geringen Erfolg Solon hatte mit seinem Versuch, streitende Bevölkerungsklassen miteinander auszusöhnen, wurde schon angedeutet (S. 54). Die Einrichtungen, durch welche Perikles den Bau der athenischen Demokratie vollendete, waren fast alle konsequent und gut gedacht; und doch haben sie, als der einzige Mann gestorben war, schnell zum Verderben geführt. Die Kraft klarer Einsicht und edlen Wollens und dagegen das tragische Schicksal der beiden Gracchen deutlich zu machen, in dem Sinne wie Nitzsch sie verstanden hat, ist eine der erfreulichsten Aufgaben des Geschichtsunterrichtes[69]. Daß ein rechtschaffener Mann und verdienter Soldat wie Scipio Aemilianus dem Beginnen des Tiberius verständnislos gegenüberstand, darf uns nicht irre machen; noch weniger das Urteil Ciceros, des Hüters der bestehenden Gesellschaftsordnung, des Wortführers der *beati possidentes* — der übrigens doch gelegentlich, wenn auch nicht in eigenem Namen, zugesteht, daß keine große Reform im Staate *sine nobilium dissensione* durchgesetzt worden sei (de orat. II § 199). Für eine gerechte Würdigung der gracchischen Politik wird es vor allem darauf ankommen, diejenigen Anträge, in denen die wirklich reformatorischen Gedanken zum Ausdruck kamen, von den anderen zu scheiden, die nur gegeben wurden, um Gunst und Einfluß bei der Menge zu gewinnen und so die Durchführung der von den

Wenigsten begriffenen heilsamen Pläne möglich zu machen. Bekanntlich treten auch Maßregeln der zweiten Art, zu denen jeder der Brüder durch den Widerstand der stumpfen Welt gedrängt wurde, so stark hervor, daß über Tiberius von Cicero (Laelius 41), über Gaius von Mommsen geurteilt werden konnte, sie hätten die Absicht gehabt eine monarchische Gewalt zu gründen. Ihr Plan war das gewiß nicht; aber durch den Verlauf der Dinge wurden sie gezwungen, Mittel anzuwenden die auf ein solches Ziel hinarbeiteten. Die Verhältnisse sind eben in der Regel stärker als die Menschen.

Damit ist natürlich nicht gemeint, daß wir unsern Schülern die Freude an großen Männern verderben wollen. Im Gegenteil: je deutlicher ihnen die widerstrebenden und hemmenden Elemente werden, gegen die jede persönliche Größe ankämpfen muß, desto mehr Inhalt bekommt ihre Achtung für diese Größe selber. Perikles lernt man erst recht bewundern aus dem, was das athenische Volk ohne ihn geblieben ist; was Alexander bedeutete, lehren die Zustände die unter seinen Nachfolgern eintraten. Und nun vergleiche man damit die Situation beim Tode Cäsars. Auch da drohten dem Reiche erneutes Wirrsal und kläglicher Zerfall, wenn die Römer nicht das unglaubliche Glück gehabt hätten, daß, nachdem sie den einen der helfen konnte erschlagen hatten, ein zweiter kam, der das begonnene Werk der Neuordnung fortführte. Octavian verstand seine Zeit und was ihr not tat. Und darin beruht doch die echte Größe des Staatsmannes so gut wie des Denkers und Künstlers, daß er hervorbringt, was bei der Menge der anderen ein halbverstandener Wunsch oder eine noch unklare Regung des Gedankens war.

3. Einige der zuletzt genannten Namen gehören zu den am heftigsten umstrittenen in der Weltgeschichte. Hat die Regierung des Perikles dem Staate mehr genützt oder mehr geschadet? sind die Gracchen mit Recht getötet worden? war eine Wiederherstellung der Republik durch Cäsars Tod möglich? — über solche Fragen haben wir als Pförtner Primaner in der

deutschen Stunde regelrechte Debatten geführt. Möge das Interesse dafür auch künftig dem Gymnasium nicht verloren gehen, um die Geister in Bewegung zu setzen. Die Art der Jugend ist es, Taten und Menschen nach dem einfachen Unterschiede von Gut und Böse zu schätzen, und man soll ihr das nicht verargen; macht es doch die Welt, so alt sie geworden ist, im Grunde nicht anders. Nicht nur im Eifer des währenden Kampfes ist es gebräuchlich, die eigne Partei als die der Guten (ἀγαθοί, *optimates*), die Gegner als die Schlechten (κακοί, „Staatsfeinde") zu bezeichnen; auch die Geschichtschreibung, die über Vergangenes berichtet, kennt und liebt diesen Gegensatz. Aber da ist es nun wieder Sache des Lehrers, dem jugendlich unerfahrenen Urteil, eben indem er es zu freimütiger Äußerung kommen läßt, in zwangloser Besprechung entgegenzuwirken, und zu zeigen, daß die Männer, die bestimmend in die Geschicke der Menschheit eingegriffen haben, weder Halbgötter noch Ungeheuer gewesen sind. Auf diese Weise müssen allerdings manche Idealgestalten — die Helden der griechischen Freiheitskriege, Demosthenes, Alexander, der jüngere Scipio — etwas von ihrem Glanze verlieren; aber dafür wird anderen, die herkömmlicherweise schwarz gemalt werden, gerechtere Beurteilung zuteil. Daß Sulla seine Erfolge nicht bloß dem Glücke, nach dem er sich zu nennen liebte, verdankt hat, erkennt der Sekundaner, der von Sallust erfährt, wie viel Geschick und wie viel Mut der junge Offizier bei der gefährlichen Aufgabe, einen verschlagenen und verzweifelten Gegner festzunehmen, bewies (Iugurtha 105—113). Und wenn er später bei Tacitus den als Kunstwerk meisterhaften Bericht über die Regierung des Tiberius liest, so bedarf es nur leise anregender Fragen des Lehrers, um ihn zu der Beobachtung zu führen, daß der bitter Gehaßte doch eine Fülle gereifter Erkenntnis und gewissenhafter Fürsorge den Menschen, die er kaum anders als verachten konnte, gewidmet haben muß.

Die reichste Gelegenheit zur Übung eines prüfenden und abwägenden Urteils bietet der Mann, dessen Schätzung den

allerjähesten Wechsel erlitten hat. Wenn wirklich das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus wäre den sie erweckt, so müßte im geschichtlichen Unterricht von Cicero so wenig als möglich gehandelt werden. Den Respekt vor seiner politischen und männlichen Tugend haben Drumann und Mommsen für immer zerstört; und die Eigenschaften, in denen er wirklich stark war, können wohl Achtung erwecken, doch keine Begeisterung. Wer aber im Studium der Geschichte vor allem Vertiefung des Verständnisses sucht und den Weg dazu seinen Schülern zeigen möchte, der wird bei keiner Periode lieber verweilen als bei der Zeit der ausgehenden Republik. Denn hier sind wir in der glücklichen Lage, auch in der Schule aus Quellen ersten Ranges, aus Urkunden, schöpfen zu können: den Reden, die Cicero bei wichtigen Anlässen gehalten hat, noch mehr den Briefen, in denen er Mächtige mit kluger Berechnung zu gewinnen sucht, den Freunden mit rückhaltlosem Vertrauen sein Herz ausschüttet. Einen Vorschmack von wissenschaftlicher Untersuchung kann man gereifte Schüler an keinem historischen Stoffe so wie an diesem gewinnen lassen. Wenn dabei manche Übertreibung, zu der eine negative Kritik im Anfang sich ereifert hatte, erkannt und überwunden wird, so kann das niemand wundern; in der Hauptsache werden sich Forschung und Urteil in der Richtung weiter entwickeln, die von jenen beiden Gelehrten gewiesen ist[70]. Man hat neuerdings wieder warnen wollen: eine Geschichtsbetrachtung im Sinne von Mommsen und Drumann gehöre nicht in die Schule; denn „Einführung in die Schwächen der Menschheit und Herabsetzung der großen Alten in den Augen der Jugend" könne nicht als das „Ziel des altklassischen Unterrichts" gelten. „Herabsetzen", verkleinern sollen wir freilich nicht; aber ebensowenig verschönern und verherrlichen. Gewiß ist Cicero eine Größe; doch nicht als Staatsmann sondern als Denker und Schriftsteller. Griechischen Geist in römische Form zu gießen war die Aufgabe, die zu erfüllen er vor anderen tätig gewesen ist. Was er da vollbracht hat, ist durch die Jahrhunderte wirksam

geblieben und wirkt noch heute; Bücher wie die von den Pflichten, vom Redner sind unvergänglich. Aber man kann die Kraft die in ihnen lebt empfinden, den Schöpfer solcher Werke bewundern, und doch mit ruhigem Blicke die Begrenztheit seines politischen Ideals, die Gebundenheit seines Urteils erkennen. Über der kurzen Charakteristik, die Carl Bardt dem Kommentar zu einer Auswahl von Briefen aus Ciceronischer Zeit vorausgeschickt hat, steht nicht mit Unrecht das Motto aus Spinoza: *neque lugere neque ridere neque detestari, sed intellegere.* Man soll Menschen und menschliche Taten „weder betrauern noch verlachen noch verwünschen, sondern verstehen“. *Neque adorare* könnte hinzugefügt werden: „und nicht vergöttern“.

4. Daß überhaupt so verschiedene Urteile über eine und dieselbe Person möglich sind, daß wir von dem, was im Grunde die Menschen gemeint und gewollt haben, so wenig Sicheres wissen, ist ein Vorwurf, der gerade gegen die alte Geschichte gern erhoben wird. Was Themistokles bei seinem Verkehr mit dem Großkönig eigentlich im Sinne gehabt hat, ob Cäsar an der catilinarischen Verschwörung beteiligt war, ob er wirklich daran gedacht hat sich zum „König“ zu machen: diese und viele ähnliche Fragen sind immer noch unentschieden und werden es wohl bleiben. Aus Shakespeare kennt jeder den Cäsar-Mörder Marcus Brutus als Typus eines Idealisten, der zugrunde ging, weil er seiner Natur untreu wurde und sich verleiten ließ ein würdiges Ziel auf unwürdigem Wege erreichen zu wollen; so etwa hatte Plutarch ihn geschildert. Und nun zeigt uns Ciceros Briefwechsel, daß er tatsächlich ein Mensch von höchst materieller Gesinnung war, herrschsüchtig und habsüchtig und völlig skrupellos in der Wahl seiner Mittel[71]. Was soll man da noch glauben? Ist es nicht ganz natürlich, wenn man sich von einer Wissenschaft abwendet, die nichts Gewisses zu bieten vermag, und deren Inhalt, so wie er in den üblichen Schulbüchern dargestellt wird, nicht mehr und nicht weniger ist als eine *fable convenue*?

In Wahrheit liegt in diesem offenkundig zweifelhaften

Charakter der alten Geschichte, gerade für die Erziehung zu historischem Denken, ein Hauptmoment ihres Wertes. Denn zweifelhaft in ihrem innersten Wesen ist die neuere und neueste Geschichte auch; man merkt es nur nicht so leicht, wegen der viel größeren Fülle tatsächlicher Angaben. Das Maß und die Art der Verantwortung Friedrichs des Großen für die Eröffnung des dritten schlesischen Krieges ist, trotz aller Briefe und Dokumente, Gegenstand einer ähnlichen Streitfrage, wie der Anteil, den Perikles an dem Ausbruch des Konfliktes im Jahre 431 hatte. Und was uns noch näher liegt — die scharfsinnigen und eindringenden Erörterungen, zu denen Fürst Bismarcks Memoiren schon Anlaß gegeben haben, zeigen am besten, daß durch den Reichtum und die Vorzüglichkeit des Quellenmaterials die Probleme wahrlich nicht vermindert werden[72]. Verständige Männer wissen, daß man das eigentlich Lebendige in der Geschichte, die bewegenden Gedanken und Entschlüsse, nie mit voller Sicherheit erkennen, nicht wie ein naturwissenschaftliches Präparat auf den Tisch legen kann; die Jugend soll solche Bescheidenheit erst lernen. An Personen und Ereignissen, die uns unmittelbar interessieren, darf der Nachweis nicht geführt werden; denn der Lehrer würde dabei Anschauungen berühren und wohl manchmal angreifen müssen, die dem Knaben vom Elternhause her vertraut und vielleicht wie pflichtmäßige gegeben sind. Das Gebiet, auf dem historische Kritik unschädlich und doch wirksam geübt werden kann, ist die alte Geschichte.

VII.

Die Geschichtschreiber.

Du sollst lernen die Geister unterscheiden.
Lehrs.

Goethe spottet im Faust über die vergeblichen Bemühungen der Geschichtswissenschaft — die ihm sein Leben lang unsympathisch geblieben ist — den Geist der Zeiten zu erfassen; was man so nenne, sei im Grunde nur der eigne Geist der Darsteller, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Darin ist gewiß viel Richtiges. War der Darstellende aber ein Mann, der mit eigentümlicher Kraft Geschehenes aufzufassen und in der Rede zu gestalten vermochte, so liegt gerade in der Anschauung, die wir von seinem Geiste gewinnen, der wünschenswerteste Ertrag. Denn was kann es Höheres geben als anzusehen, wie ein empfänglicher und schöpferischer Denker den würdigsten Inhalt — und dahin gehören doch wohl die Geschicke des Menschengeschlechtes — zu begreifen und darzustellen weiß? Typische Vertreter verschiedener Arten die Geschichte zu behandeln sind eben die Historiker, denen von altersher die Lektüre der Gymnasiasten gewidmet ist. Von ihnen allen gilt mehr oder weniger, was Ranke von Tacitus sagt[73]: „Die Dinge begegnen „in der Welt nur einmal in voller Prägnanz ihres Daseins; so „mögen sie denn auch, wenn das Glück der Zeiten es will, nur „einmal dargestellt werden."

Wenn ich recht sehe, so mehren sich neuerdings wieder die Orte, an denen in Quarta der unverkürzte, unverostermannte Cornelius Nepos gelesen wird. Die Jungen selbst haben ein

Gefühl des Stolzes, daß sie nun schon, anstatt eines zurechtgemachten Textes, einen wirklichen alten Schriftsteller zu lesen bekommen, und einen, dessen Werk zu den Quellen eben der Geschichte, die sie gleichzeitig kennen lernen, gehört. Außerdem ist er für unsere Jugend der einzige Vertreter seiner Gattung; denn daß von Plutarch auch nur eine Biographie von Schülern vollständig gelesen wird, kommt wohl nirgends mehr vor. Bei Cornel erhalten sie in jedem Lebensbilde ein Ganzes, das auch sie überblicken können; und wenn sie die Anmut und das Gerundete der Darstellung mehr unbewußt empfinden als klar erkennen, so tut das der innerlichen Wirkung kaum Abbruch. In Tertia wird man dann schon den Verstand in Anspruch nehmen, um die Eigentümlichkeit dessen, was wir heute „Memoiren“ nennen, in zwei klassischen Beispielen würdigen zu lassen. In beiden auf den ersten Blick die größte Sachlichkeit, kein hörbares „ich“, nur schlichte Erzählung des Vorgefallenen. Das Lob, das Cicero den Kommentarien spendet, läßt sich im zweiten Jahre der Cäsarlektüre irgendwo anknüpfen (Brut. 75, 262): *nudi sunt, recti et venusti, omni ornatu orationis tamquam veste detracta; sed dum voluit alios habere parata, unde sumerent qui vellent scribere historiam, ineptis gratum fortasse fecit, qui volent illa calamistris inurere, sanos quidem homines a scribendo deterruit; nihil est enim in historia pura et illustri brevitate dulcius.* Das gilt in gleicher Weise auch von Xenophon.

Bei schärferer Betrachtung, wie sie in täglicher Lektüre nach und nach auch dem Knaben gelingt, zeigt sich, daß der Autor doch nicht so ganz selbstlos geschrieben hat. Man merkt die Geschicklichkeit, mit der Cäsar jedes neue Unternehmen als unvermeidlich, durch die Lage der Dinge ihm aufgedrängt erscheinen läßt. Wenn die Schilderung gallischer und germanischer Sitten im Zusammenhange des sechsten Buches gelesen ist und die Schüler veranlaßt werden, das was nachfolgt an das was vorhergeht anzuknüpfen (VI 29 an 10), so machen sie die Entdeckung, daß dieser ganze beschreibende Abschnitt eine Lücke

in den Ereignissen und damit den Mißerfolg des zweiten Rheinüberganges glücklich verdeckt, also offenbar zu diesem Zweck hier eingeschoben ist. Die Absicht, einen begangenen Fehler nicht hervortreten zu lassen oder, soweit das nicht zu umgehen war, ihn zu entschuldigen, spürt man auch da, wo Cäsar von einer Unvorsichtigkeit des sonst so bewährten Quintus Cicero berichten muß (VI 36). Andrerseits in der Erzählung von Titurius Sabinus, dessen Unruhe und Unbesonnenheit schuld waren, daß fünfzehn Kohorten von den Eburonen überwältigt wurden, hat der Feldherr kein eigentlich tadelndes Wort, und erzeugt doch den Eindruck eines sehr bestimmten Urteils (V 31, 3. 6; 33, 1); man wird an die Art erinnert, wie Moltke in seiner kurzen Geschichte des deutsch-französischen Krieges über manche Operationen des Großherzogs von Mecklenburg spricht[74]. Schärfer klingt in dem Buche vom Bürgerkrieg die Äußerung über einen Gegner (III 31): *His temporibus Scipio detrimentis quibusdam circa montem Amanum acceptis imperatorem se appellaverat.* Aber dergleichen bleibt vereinzelt. Daß in dem Werk über die gallischen Feldzüge Labienus so durchaus in günstigem Lichte erscheint, wollte ein etwas überkluger Obertertianer zu einer literarhistorischen Folgerung verwerten: es müsse vor Ausbruch des Bürgerkrieges veröffentlicht worden sein, weil Labienus damals zu den Feinden übergetreten sei. Ihm wurde richtig geantwortet: an sich sei es wahrscheinlich, daß eine Schrift, welche die in Gallien geführten Kämpfe in den Augen der Römer rechtfertigen sollte, bald nach dem schwersten dieser Kämpfe, im Jahre 52, ausgegeben worden sei; aber einem großen Mann dürfe man doch wohl zutrauen, daß er die Tüchtigkeit eines Mitarbeiters auch dann noch anerkannt habe, als dieser nicht mehr auf seiner Seite stand. Cäsar hat die Freiheit von kleinlichem Groll durch sein Tun genugsam bewiesen; der Primaner wird ihn in dem Verhalten gegen Cicero von dieser Seite kennen lernen. So wird man sich nicht wundern, daß er auch als Schriftsteller seinen Gegnern gerecht zu werden vermochte. Seinen römischen

Gegnern. Denn der Gedanke freilich, daß auch das unterdrückte Volk für eine ehrenwerte Sache kämpfe, lag ihm nicht minder fern als allen seinen Zeitgenossen. Nicht einmal für den größten der Gallier, Vercingetorix, hat er ein Wort der Anerkennung, der Teilnahme (s. VII 4, 9 f. 89). Darin empfinden wir anders; und von selbst werden unsere Schüler anders empfinden, sobald sie nur angeregt werden, den weltgeschichtlichen Konflikt einmal vom Standpunkt der Besiegten aus zu betrachten. Konrad Ferdinand Meyers ergreifendes Gedicht „Das Geisterroß“ sollte jedem gegönnt werden, der die Geschichte der gallischen Freiheitskämpfe bei Cäsar gelesen hat.

Kein weltgeschichtliches Ringen war es, in dem Xenophons Tüchtigkeit erprobt wurde. In der Anabasis ist es nicht der Staatsmann, der Feldherr, der zu uns spricht, sondern der rechtschaffene Unterführer, dem durch die Umstände eine unerwartet ernste Aufgabe zufiel und der an ihr und aus ihr wachsende Kräfte entwickelte. Daß er keinen hohen Ehrgeiz besaß, zeigt in sehr charakteristischer Weise die Geschichte von der Feldherrnwahl in Harmene. Nach allem, was auf dem mühseligen Zuge bis dahin geleistet war, hatte Xenophon wohl Anspruch auf die erste Stelle; aber er scheute die damit verbundene Verantwortung und die Gefahr, den erworbenen Ruhm wieder einzubüßen (VI 1, 21); seiner Art entsprach es mehr, von unscheinbarem Platze aus zu wirken, nicht als Kommandierender sondern als Ratgeber. Darum widerstand er dem Drängen der Soldaten und trat mit aufrichtiger Bescheidenheit hinter den Lakedämonier zurück (1, 26), ohne doch auf Unabhängigkeit der Gesinnung und des Urteils zu verzichten. Ja, er begleitete das Tun und Gebaren des äußerlich höher Stehenden mit einer gewissen Ironie, die denn auch ganz leise in der Erzählung sich äußert., Sogleich in den Worten, die er bei der ersten gemeinsamen Beratung dem Cheirisophos in den Mund legt: „Aber früher, Xenophon, wußte ich nichts weiter von dir, „als daß ich hörte du seiest ein Athener; jetzt aber spreche „ich dir meine Anerkennung aus wegen deiner Rede“ (III 1, 45).

Dieses ein wenig herablassende Lob aus dem Munde dessen, der selber nichts getan hat, kehrt später noch einmal wieder, eben vor jener Feldherrnwahl. Cheirisophos ist von der Fahrt, die er sehr zuversichtlich unternommen hatte um Schiffe zu holen (V 1, 4), zurückgekommen und hat das Heer nicht mehr in Trapezunt angetroffen, sondern der Heimat bereits ein gutes Stück näher, da es ihnen an Ort und Stelle gelungen war sich selber Fahrzeuge zu verschaffen. Und hier heißt es (VI 1, 16): „Die Soldaten erwarteten, daß Cheirisophos ihnen irgend etwas „Gutes mitbringe; aber der brachte nichts, doch erklärte er, daß „er ihnen seine Anerkennung ausspreche."

So viel Griechisch verstehen auch Obertertianer schon, um das Humoristische in solcher Wendung zu empfinden, wenn man sie durch Fragen darauf hinlenkt. Und diese Freude kann man ihnen öfter machen; denn das feine Lächeln im Erinnern an all die miterlebten Leiden und Taten ist ein charakteristischer Zug, der die ganze Darstellung belebt[75]). Daß dahinter doch auch ein gut Teil bewußter Absicht steckt, brauchen sie noch nicht zu erfahren. In der folgenden Klasse, wo die Hellenika gelesen werden, kann der viel besprochene Hinweis auf die Anabasis eines „Themistogenes von Syrakus" (III 1, 2) Anlaß geben zu fragen, ob das wohl ein anderes Buch sei als das uns vorliegende, und, wenn dasselbe, warum Xenophon seine Autorschaft verleugnet habe. Die Antwort wird nicht ausbleiben: weil die Erzählung von dem, was er getan hatte, mehr Glauben finden und stärker wirken mußte, wenn sie nicht von ihm selber zu kommen schien. Endlich in Prima mag man einen einzelnen, der etwa an Studien dieser Art Gefallen findet, anregen, Xenophons eigenen Bericht mit dem bei Diodor erhaltenen (XIV 19—31. 37) zu vergleichen, in dem von seiner Teilnahme an dem Zuge gar nichts erwähnt, nur zuletzt gesagt ist, daß er den Rest der Zehntausend dem Thibron zugeführt habe. Der junge Forscher wird erstaunt sein, eine wie lohnende Beschäftigung auch ihm noch ein Buch bietet, dem er entwachsen zu sein glaubt, das ihn vor drei oder vier Jahren

nur durch das stoffliche Interesse anzog, weil er gern von Gefahren und Abenteuern etwas las.

Ein behaglicher Erzähler ist auch Herodot, den zu würdigen nun schon ein reiferer Verstand erfordert wird. Daß ein Plan, wie zuerst er ihn gefaßt und mit zunehmender Sicherheit durchgeführt hat, eine geistige Tat war, soll der Sekundaner, der bereits auf ein Jahr Homerlektüre zurückblicken kann, einsehen; mit dieser Größe des Planes aber verbindet sich eine fast noch kindliche Unbefangenheit der Einzelbetrachtung und dadurch auch der Sprache: beide Elemente zusammen ergeben ein Gemisch von lebendigstem Reize, der doch vor allem darin beruht, daß man hier den menschlichen Geist im Vorwärtsschreiten, eine Wissenschaft im Werden sieht. „Die Verbindung des Sagenhaften und Historischen übte „ihre volle Wirkung auf mich aus; so die Anmut der Sprache, „die Durchsichtigkeit der Darstellung, aber hauptsächlich die „unendliche Weltumfassung, die sich in diesem Grundbuch des „historischen Wissens ausgeprägt hat“: das kann nicht jeder so sagen wie Ranke; aber fühlen kann es jeder.

Für die Erziehung zu historischem Denken ist von besonderem Interesse die Art, wie bei Herodot kritisches Bewußtsein erwacht. Gewissenhaft scheidet er (z. B. II 99) das, was er selber gesehen, von dem, was er nur durch andere gehört hat; und wo ihm etwas Überliefertes unwahrscheinlich vorkommt, hält er mit dem Ausdrucke des Zweifels nicht zurück. Den Vorwurf, daß die Alkmeoniden nach der Schlacht bei Marathon einen Schild emporgehalten hätten um den Persern verräterisch ein Zeichen zu geben, entkräftet er durch sorgfältige Erwägungen über die politische Stellung dieses Geschlechtes; dann schließt er: „Emporgehalten wurde ja ein „Schild, und das kann man nicht anders sagen; es ist ja ge„schehen; wer es aber war, der ihn emporhielt, darüber weiß „ich weiter nichts zu sagen“ (VI 124). Man meint — fast wie bei Homer — Mienenspiel und Handbewegungen zu sehen, womit er, lebhaft und eindringlich, den Satz begleitet. Aber so stark

sich auch sein Zweifel regen mochte, er hat ihm nie soviel Raum gegeben, daß er deshalb in dem Erzählten etwas geändert hätte. „Ich bin verpflichtet zu sagen, was gesagt „wird, alles zu glauben aber bin ich nicht verpflichtet; und das „soll für jede meiner Erzählungen gelten“: so erklärt er selbst (VII 152; ähnlich II 123). Man mag über solche Bescheidenheit lächeln; sie bezeichnet doch im Grunde einen Fortschritt gegenüber der Selbstgewißheit, mit der Hekatäos nach rationalistischer Kritik die alten Sagen gemeistert hatte[76]). Dadurch, daß Herodot die Dinge nicht so erzählte, wie sie ihm wahrscheinlich, sondern wie sie ihm überliefert waren, hat er seinen damaligen wie den heutigen Lesern einen viel reicheren und ungetrübteren Stoff zu eigner Sichtung und Entscheidung gegeben. Daß wir seinem verständigen kritischen Verfahren eine für die Geschichte der Geographie sehr wertvolle Nachricht verdanken, ist anderswo (S. 26) erwähnt worden. Der Lehrer wird es immer so einrichten können, daß eine der hier in Betracht kommenden Stellen in der Lektüre begegnet; dann läßt er die anderen dazu aufschlagen und leitet zu Vergleichung und Beurteilung an. Sehr wohl möglich wäre dies auch in Bezug auf die Frage, wie weit Herodot parteiisch, gar bewußt parteiisch geschrieben hat. Es ist schade, daß wir keine Zeit haben aus Plutarchs Schrift περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας wenigstens einige Kapitel zu lesen. Sie wird mit Unrecht so ganz gering geschätzt; denn sie enthält, mag nun Plutarch ihr Verfasser sein oder wer sonst, neben allerlei kleinlichem Gezänk doch einige sehr beachtenswerte Hinweise auf solche Fälle, in denen Herodot mit offenbarer Absicht Abschweifungen macht, um etwas Rühmliches oder umgekehrt um etwas Häßliches erzählen zu können[77]). Seine Darstellung der Kämpfe bei Thermopylä — besonders des Verhaltens der Thebaner — und bei Platää mit Plutarchs Kritik (33. 42) zusammenzuhalten und zwischen beiden einen eigenen Standpunkt zu finden, wäre für einen jungen Primaner wieder eine gut lösbare Aufgabe und eine heilsame Übung des geschichtlichen Urteils.

Herodot mit Livius zusammenzustellen könnte barock erscheinen; folgt man aber der Anregung dazu[78], so wird man finden, daß wirklich das Verständnis für jeden der beiden durch die Vergleichung gewinnt. Auch Livius hat für ein umfangreiches Gebiet Nachrichten gesammelt und gibt sie mit überwiegend gläubigem Sinn wieder, ohne sich daran zu stoßen, daß die Verschiedenheit der Gewährsmänner manchen Widerspruch in seiner eignen Darstellung bewirkte. Der große Unterschied ist aber, daß Herodot das weitaus meiste aus mündlicher Überlieferung geschöpft hat, so daß es von ihm zuerst niedergeschrieben wurde, während dem Römer die Geschichte fast durchweg schon in schriftstellerischer Bearbeitung vorlag; der Bericht des einen ist also mehr ursprünglich, der des andern ganz und gar abgeleitet. Dazu kommt, daß Livius in einer Zeit lebte, für die es doch Thukydides und Polybios schon gab, um von ihnen zu lernen. Derselbe Mangel an strenger Folgerichtigkeit, der uns bei dem Vater der Geschichte als Naivetät freundlich anmutet, erscheint bei dem formgewandten Kompilator des augusteischen Zeitalters als Kritiklosigkeit.

Hierfür die Aufmerksamkeit zu wecken ist auch die Schule schon verpflichtet; sonst erzieht sie zu gedankenlosem Lesen. Wir wünschen doch, daß die Jungen nicht bloß Tag für Tag ihr Pensum erledigen, und jedesmal wieder vergessen was durch ihren Sinn gegangen ist, sondern daß sie Neues zu früher Dagewesenem in Beziehung setzen und einen Zusammenhang auch da herstellen, wo der Autor ihn nicht hervorgehoben hat. Dabei kann es denn nicht unbemerkt bleiben, daß der Zug des Fabius Rullianus durch den Ciminischen Wald (310 v. Chr.; IX 36) ohne rechten Zweck und ohne rechte Wirkung ist, daß besonders der Kundschaftsgang, den ein Bruder des Konsuls vorher ausführt, unvermittelt dasteht. Wenn die Schüler durch Fragen dazu gebracht sind sich hierüber zu wundern, so mag ihnen auch die Lösung nicht vorenthalten werden: daß die phantastischen Verherrlichungen der gens Fabia dem Werke des Fabius Pictor entstammen. Die Unternehmungen der Römer in

Spanien im Sommer 217 hat Livius in zwei Kapiteln erzählt (XXII 19. 20), und erwähnt nun ganz überraschend noch einen großen Zug des Landheeres bis zur Sierra Morena, der auch durch Polybios (III 97, 5) ausgeschlossen wird: dieser Zug muß aus einer andern Quelle stammen als die vorher berichteten Ereignisse. — Besonders fruchtbar wird solche Betrachtung, wenn die Vorlage, die unvorsichtig benutzt ist, noch existiert und zum Vergleich herangezogen werden kann. Die List mit den Rindern, die Hannibal bei Casilinum angewandt hat, bleibt nach Livius (XXII 17, 4) unverständlich; Polybios bringt die Erklärung (III 94, 1: παρεβοήθουν τοῖς ἄκροις). Derselbe berichtet aus der Schlacht bei Kynoskephalä (XVIII 24, 9): τοῖς μὲν φαλαγγίταις ἐδόθη παράγγελμα, καταβαλοῦσι τὰς σαρίσας ἐπάγειν, „mit gefällten Lanzen heranzurücken.“ Daraus hat Livius gemacht: *Macedonum phalangem hastis positis, quarum longitudo impedimento erat, gladiis rem gerere iubet* (XXXIII 8, 13): aus καταβαλοῦσι hat er „niederlegen“ herausgelesen, ist dadurch auf einen Schwertkampf geführt worden und hat die Begründung *quarum longitudo impedimento erat* frei hinzugedichtet. Solche Art der Verwendung einer Vorlage, aus Abhängigkeit und Dreistigkeit gemischt, würden wir in einem Schüleraufsatz ernstlich rügen; sollen wir sie hier anders beurteilen? ein leichtes Drüberhinlesen befördern, um nicht in der Bewunderung für den alten Autor irre zu machen? Da wäre diese für einen gefährlichen Preis erkauft. Vor Betätigung des kritischen Triebes können wir die Jugend doch nicht bewahren; so ist es schon das Beste, wir nehmen ihn frischweg zum Bundesgenossen und leiten ihn auf die rechten Wege. Sonst wird er, von lauter Äußerung zurückgehalten, im stillen um so heftiger bohren und nun erst recht zerstörend wirken. Der Wert, den Livius für den Unterricht hat, beruht zum Teil eben darauf, daß er Stoff zu einer Kritik liefert, die mit den Verstandesmitteln der Schüler geübt werden kann; zum andern, größeren Teil freilich darin, daß er die älteste Geschichte der Römer, so wie sie im eignen Bewußtsein dieses stolzen Volkes lebte, festgehalten

hat. Er ist in ähnlichem Sinne ihr nationaler Geschichtschreiber wie Vergil ihr nationaler Dichter.

Nach einer ganz andern Seite als Livius ist Sallust geeignet die Beobachtung zu schärfen. Seine Schriften sind Kunstwerke, von denen man gern Stücke noch in Prima wieder lesen möchte, um zur Vergleichung mit Thukydides auffordern zu können, den er sich — kühn genug — zum Vorbilde genommen hatte. Den durchweg gewählten Ausdruck, die bedeutende Wortstellung, das Durchdachte im Aufbau der Sätze, der Reden empfindet auch ein Sekundaner. Der Kampf am Muthul-Flusse (Iug. 48 ff.) ist, sehr zum Unterschiede von livianischen Schlachtberichten, so erzählt, daß man danach eine Zeichnung entwerfen könnte. Und der sittliche Ernst der Weltbetrachtung, wie er sich besonders in den beiden Einleitungen, aber auch in manchem eingestreuten Urteil ausspricht, imponiert dem jugendlichen Leser. Den Gedanken an Parteilichkeit weist der Autor von sich: *mihi a spe, metu, partibus rei publicae animus liber erat* (Cat. 4, 2). Dazu stimmt es, wenn er in einer Schilderung des Parteitreibens, das seit dem Jahre 70 v. Chr. den Staat zerrüttet habe, den Verteidigern der Volksrechte die gleiche Schuld beimißt wie den Anhängern des Senates (Cat. 38, 3).

Aber dieser Eindruck von Gerechtigkeit wird nicht überall bestätigt. Unwillkürlich verrät sich der politische Standpunkt des Erzählers, wo er den neuen Konsul und Feldherrn Metellus mit der Bemerkung einführt, er sei zwar ein Gegner der Volkspartei, doch ein Mann von gleichmäßigem und unbeflecktem Rufe gewesen (Iug. 43, 1). Bei der Lektüre des Catilina, an der Stelle wo Cäsar, aus der Kurie heraustretend, von römischen Rittern bedroht wird (49, 4), liegt die Frage nahe — wenn sie nicht von selber auftaucht, mag der Lehrer sie hervorlocken — was für eine Senatsitzung das gewesen sei, bei der Bewaffnete aus dem Ritterstande das Haus umgaben. Durch eigne Überlegung finden die Schüler: die vom 5. Dezember, in der Cäsar als Verteidiger der gefangenen Catilinarier auftrat. Diese Ver-

handlungen aber erzählt Sallust nachher, und nicht einmal unmittelbar nachher. Er hat also jenes Begegnis vor dem Tempel der Concordia aus seinem Zusammenhang herausgezogen und vorweggenommen, um den gegen Cäsar erhobenen Vorwurf so recht unbegründet erscheinen zu lassen. Nachdem diese Entdeckung einmal gemacht ist, erscheint alles übrige in einem neuen Lichte. Der Verdacht bleibt rege, ob Sallust auch sonst die Tatsachen zugunsten Cäsars verschoben habe; und hat man darüber zu zweifeln erst angefangen, so hat man auch zu zweifeln aufgehört. Die hier gemachte Erfahrung wiederholt sich beim Iugurthinischen Kriege. Daß Metellus den Beinamen ‚Numidicus' erhalten hat, wissen die Schüler aus der Geschichte; Sallust aber erwähnt (88,1) weder dies noch den bewilligten Triumph. Und doch geht sogar aus seiner Darstellung hervor, daß Marius im Felde nichts wesentliches mehr zu tun fand (87, 1); denn die Einnahme von Capsa hatte keinen erkennbaren Zweck (89, 3) und keinen greifbaren Erfolg (92, 3. 4). Die eine wichtige Aufgabe aber, die noch geblieben war, Iugurtha gefangen zu nehmen, hat nicht Marius gelöst sondern der verhaßte Sulla. Wenn trotzdem der Feldherr aus dem Volke aufs höchste gepriesen (63. 88, 2; 92, 1. 2), sein Nebenbuhler wie ein vornehmer Glücksritter charakterisiert wird (95), so liegt die Absicht offen zutage. Nun versteht man erst den Sinn der allerdings meisterhaft ausgearbeiteten Programmrede, die Marius nach seiner Wahl zum Konsul in Rom gehalten haben soll (85); und die gesucht schlichten Worte des letzten Kapitels mit ihrer Hindeutung auf die Zukunft stellen sich als natürlicher Abschluß eines Buches dar, dessen eigentliches Thema nicht der Krieg gegen Iugurtha, sondern der beginnende Sieg der Volkspartei war (5, 1).

Das Treffende über Sallust hat Mommsen gesagt[79]): „Daß „der gewandte Schriftsteller den apologetischen und akkusato„rischen Charakter seiner Bücher zurücktreten läßt, beweist „nicht, daß sie keine, sondern daß sie gute Parteischriften sind.“ Diese Erkenntnis können wir auch unsern Schülern verschaffen.

Nicht so, daß wir erst das Leben des Mannes erzählen und schon daher den Verdacht der Parteilichkeit ableiten, sondern indem wir sie zunächst ganz unbefangen an die Lektüre herantreten lassen und allmählich aus dieser selbst heraus Zweifel, Prüfung, Urteil entwickeln. Eine so erarbeitete und erlebte Einsicht ist ein wirklicher Gewinn, eine Rüstung auch gegen die Künste moderner Tendenzliteratur[80]).

In der Schule zunächst bietet Tacitus reichen Stoff, um den einmal geweckten kritischen Sinn weiter zu üben: hat er sein Versprechen gehalten und *sine ira et studio* geschrieben? Man braucht nichts Fremdes in den Unterricht hereinzuziehen, nicht Nachrichten und Urteile andrer Schriftsteller anzuführen: aus ihm selbst und aus seiner Darstellung kann die Antwort gefunden werden, wenn man nur stetig darauf ausgeht, sich die Dinge, die er berichtet, als wirklich geschehen vorzustellen und die Tatsachen von dem Urteil, mit dem er sie begleitet, zu trennen. Da zeigt sich gleich in den beiden ersten Büchern der Annalen, daß nahezu alle Regierungsmaßregeln des Tiberius einen vernünftigen und guten Sinn hatten: wie er Senat und Heer verschieden behandelt (I 7), den Aufständischen gegenüber nicht sofort die Person des Herrschers einsetzt (I 47), die Kommandos in den Provinzen von der Unstetigkeit des jährlichen Wechsels zu befreien sucht (I 80), den indiskreten Antrag des Asinius Gallus, daß für 5 Jahre im voraus die Beamten bestellt werden sollten, mit geschickter Motivierung ablehnt (II 36). Wo sein persönliches Empfinden herausgefordert wird, übt er Festigkeit ohne Härte: die erste der unseligen Majestätsanklagen weist er energisch zurück (I 73), die unwürdige Bettelei des Hortensius verurteilt er, gewährt aber doch eine Unterstützung (II 37 f.); er bestraft den Pseudo-Agrippa, schlägt aber die weitere Untersuchung, das Aufspüren der Mitschuldigen, nieder (II 40); wo er sich von der Erregung hat fortreißen lassen, weiß er sich nachher um so strenger zu beherrschen (I 74). In der Beurteilung der germanischen Verhältnisse hat ihm die Geschichte recht gegeben; mit gutem

Bedacht machte er den nutzlosen Eroberungszügen ein Ende und überließ die ungebrochenen Völker ihrer eigenen Zwietracht: Tacitus sieht in der Abberufung des Germanicus nur einen Ausfluß kleinlichen Neides (II 26). Und so hat er in all den hier erwähnten Fällen und in vielen ähnlichen der Handlungsweise des Herrschers ein unedles Motiv untergelegt. Aber es war nicht kühl berechnende Kunst, wie bei Sallust, mit der er den Tatbestand so zurechtschob, daß er einer bestimmten Absicht diente; sondern die tiefe Trauer eines patriotisch gesinnten Manns über den Zustand des öffentlichen Lebens ließ ihm alles in dunkler Färbung erscheinen. Die äußere Ordnung der Dinge beim Regierungsantritte des Tiberius beschreibt er mit den inhaltschweren Worten (Ann. I 3): *Domi res tranquillae, eadem magistratuum vocabula; iuniores post Actiacam victoriam, etiam senes plerique inter bella civium nati: quotus quisque reliquus, qui rem publicam vidisset?*

Der Verlust der Freiheit war ihm um so schmerzlicher, als er doch tief genug und klar genug blickte, um zu sehen daß es unmöglich sei sie wieder herzustellen. Er erkannte, daß die Verhältnisse des Staates nach Cäsars Ermordung einen Mann gefordert hatten, der auch vor der Anwendung schlechter Mittel nicht zurückschreckte (Ann. I 9); dem erfahrenen Galba legt er den Satz in den Mund, daß die Menschen seinerzeit weder volle Knechtschaft ertragen könnten noch volle Freiheit (Hist. I 16): was blieb anderes übrig als eine kraftvolle und kluge Monarchie, die den Regierten den Schein der Selbständigkeit gönnte? So billigte Tacitus Versuche der Auflehnung gegen die neue Ordnung nicht — *sibi causam periculi fecit, ceteris libertatis initium non praebuit,* sagt er (Ann. XIV 12) von Paetus Thrasea — und empfahl einen mittleren Weg zwischen Trotz und Erniedrigung (Ann. IV 20; Agr. 42), wie er ihn auch selbst zu gehen gewußt hat. Aber von diesem Zwiespalt blieb nun sein Inneres zerrissen: von der Sehnsucht nach einem Gute, für das zu kämpfen er sich versagen mußte.

Von solcher Stimmung des Gemütes aus konnte er nicht

anders als überall, im Leben wie in der Geschichte, das Schwere, ja das Schlimme sehen; und dies hat er mit vollendeter Kunst dargestellt. Wo er einen bedeutenden Vorgang oder einen großen Menschen mit plastischer Kraft so schildert, daß sie vor unsern Augen Gestalt gewinnen, da ist es immer ein trauriger Anlaß, durch den Empfinden und Handeln zur Erhabenheit gesteigert werden. Agrippinas Auszug aus dem aufständischen Lager, die Bestattung der mit Varus Gefallenen, der Cherusker-Held dem die Gattin geraubt ist, der durch die Gaue seines Volkes fliegt um zur Rache zu rufen, oder das Heldentum jenes unglücklichen Weibes (XV 57), das auf der Marterbank und bis in den Tod die Verschwiegenheit bewahrt: das sind Bilder, die sich unauslöschlich dem inneren Sinn einprägen. Zweifeln kann man, ob in ihnen der Schriftsteller größer ist oder in den kurzen Sätzen, durch die er seinen psychologischen Beobachtungen epigrammatisch zugespitzte Form verliehen hat *Proprium humani generis est odisse quem laeseris* (Agr. 42): könnte das wirksamer gesagt werden? Am meisten beschäftigt ihn das durch den Prinzipat neu geschaffene Verhältnis zwischen Regierung und Untertanen: das *ruere in servitium* der vornehmen Menge gegenüber dem neuen Herrscher (Ann. I 7); die Unterwürfigkeit des Ehrgeizigen der selber nach Herrschaft strebt, *omnia serviliter pro dominatione* (Hist. I 36); die raffinierte Kunst, durch scheinbaren Freimut dem Gebieter zu huldigen — *ea sola species adulandi supererat* (Ann. I 8). Immer sind es auch hier die bösen Seiten der menschlichen Natur, die er hervorkehrt; aber nicht mit hämischer Freude an der Betrachtung des Gemeinen, sondern mit schwermütiger Sorge um die Zukunft eines unter allem Glanze materieller Kultur innerlich sinkenden Geschlechtes, dem er deshalb als Vorbild urwüchsiger, gesunder Kraft die Bewohner Germaniens entgegenhält.

Der Zeit, welche Tacitus schildert, sieht unsere eigne Zeit in manchem Betracht ähnlich, vor allem doch darin, daß sie dem Aufkommen selbständiger Charaktere im öffentlichen

Leben nicht günstig ist. Das werden dereinst, wenn sie in die Welt hinaustreten, auch unsere Schüler erkennen, denen der große Menschenkenner den Blick geschärft hat. Aber noch etwas anderes, Freudigeres sollen sie durch ihn lernen. Er äußert einmal (Ann. III 55) die Vermutung, daß sich in der Gesamtheit des Geschehens ein Kreislauf, auch der sittlichen Zustände, vollziehe, und findet, daß nicht in allen Punkten die Gegenwart hinter der Vergangenheit zurückstehe, daß sie auch Ansätze zu Schönem und Nachahmenswertem zeige. Dieser Gedanke steht bei Tacitus vereinzelt, ist nicht zu einer herrschenden Überzeugung geworden. Wir wollen versuchen ihm in unsern Schülern diese Kraft zu geben, damit sie als Männer durch das Schlechte, das ihnen begegnet — das sie klar erkennen sollen —, nicht zu müder Resignation gestimmt sondern zu rüstigem Eingreifen aufgefordert werden. Denn wenn es in dem Kreislauf, dessen sich Tacitus getröstete, wieder aufwärts gehen soll, so stellt sich doch solche Bewegung nicht von selbst ein, sondern die Menschen, die kommenden Menschen sind es, die ihre Träger sein müssen.

Zu Betrachtung des Verhältnisses zwischen Denken und Handeln wird auch der letzte, größte der auf der Schule gelesenen Historiker Anlaß geben; was uns zunächst an Thukydides interessiert, ist die Stellung, die er zu seinen Vorgängern einnimmt. Das 22. Kapitel des ersten Buches darf keiner Generation von Primanern unbekannt bleiben. Wie etwas Selbstverständliches ist hier die Grundregel historischer Kritik nicht sowohl ausgesprochen als vorausgesetzt: daß man beim Benutzen überlieferter Nachrichten die Natur des Berichterstatters in Rechnung ziehen und immer fragen soll, wie weit er fähig und wie weit er geneigt sei die Wahrheit zu sagen. Thukydides sah voraus, daß die Nüchternheit seiner Darstellung — τὸ μὴ μυθῶδες — den Beifall der Menge hindern werde; er vertraute auf das Urteil derer, die tiefer zu dringen und den Zusammenhang der Ereignisse zu durchschauen wünschten.

Dem Zwecke, diesen zu erklären, Wirkungen aus Ursachen

abzuleiten, dient fast alles, was er zur Charakteristik von Personen gesagt hat; er hebt nur solche Züge hervor, die auf den Gang der Dinge Einfluß geübt haben[81]. Ausnahmsweise, bei Themistokles Perikles, gibt er ein ausgeführteres Bild der geistigen Persönlichkeit (I 138, 3; II 65, 3—6). Sein beliebtestes Mittel, einen Mann uns lebendig zu machen, besteht darin, daß er ihn redend einführt. Um das zu können, mußte der Autor allerdings die Fähigkeit besitzen, sich in die verschiedensten Lagen und Personen hineinzudenken, gleichsam wechselnde Masken vor das Gesicht zu nehmen; und dafür kam ihm sicher die Erziehung zustatten, die er als junger Athener um die Mitte des fünften Jahrhunderts genossen hatte. Wilamowitz nennt ihn „den großen Sophisten", und hat damit heftigen Widerspruch herausgefordert; vielleicht liegt doch etwas Richtiges darin[82]. Die Reden, mit denen vor Beginn der sizilischen Expedition Nikias und Alkibiades in der Volksversammlung streiten (VI 9—23), zeigen in durchdachtem Aufbau und wirksamer Gedankenführung vollendete Kunst; das Hauptinteresse, zumal für jugendliche Leser, dreht sich doch um die Frage, wer denn nun recht habe. Thukydides hat es verstanden, jeden der beiden, den ernsten Vertreter konservativer Bedächtigkeit und den siegesfrohen Fürsprecher einer großzügigen Politik des Vordringens, so sprechen zu lassen, daß man sich gedrängt fühlt ihm beizustimmen. Aber wodurch ist dies erreicht? durch Kunststücke, wie wir sie aus Platons Verspottung der Sophisten kennen? durch die Gewandtheit des Anwaltes, eine schwächere Sache als die stärkere darzustellen? Vielmehr tritt hier zutage, was die sophistische Schulung aus einem Geiste wie Thukydides machen konnte, was er aus ihr. Technik ist zur Kunst geworden. Das Streben, beiden Seiten gerecht zu werden, hat ihn getrieben, sich in das Studium der Dinge und der Menschen zu vertiefen und aus den innersten Beziehungen der lebendigen Wirklichkeit die einander widerstreitenden Gründe heraufzuholen, zwischen denen damals entschieden werden sollte.[83]

Das Nachdenken über den verborgenen Zusammenhang des Geschehenden mußte den Forscher erkennen lassen, zu einem wie großen Teil die Entschlüsse und Taten der Menschen in deren wirtschaftlichen und sozialen Zuständen begründet sind. Auch diese seine Ansicht hat er nirgends unmittelbar entwickelt; gelegentlich, wo solche Faktoren wirksam werden, deutet er sie an, fast immer innerhalb von Reden die er Beteiligten in den Mund legt. So wird der Unterschied athenischer und lakedämonischer Politik von den Korinthern geschildert (I 70. 71), die verschiedene Stellung der athenischen und der peloponnesischen Bevölkerung zum Kriegsdienst von Perikles (I 141). Der Gedanke, daß es im Krieg am letzten Ende darauf ankomme, welcher Partei ihre Geldmittel das längere Ausharren möglich machen, blickt wohl auch einmal in der Erzählung selber durch (I 11); deutlicher wird er von dem spartanischen Könige wie von dem athenischen Staatsmann ausgesprochen (I 83. 142 f.). Wie ungleich eine Landmacht und eine Seemacht den Fragen der Politik gegenüberstehen, wird auf der einen Seite — im Kriegsrate der Peloponnesier — von den Vertretern Korinths, auf der andern wieder von Perikles ausgeführt (I 120. 142).

Über alle diese Dinge mußte Thukydides viel und eindringlich nachgedacht haben, ehe er die knappen Begründungen formulieren konnte, in denen sein Wissen und seine Einsicht sich äußern. Die ganze Grundanschauung, die wir leicht geneigt sind für eine höchst moderne Errungenschaft zu halten, daß politische Konflikte ihren letzten Ursprung in wirtschaftlichen Bedürfnissen und Gegensätzen haben, war in Thukydides schon lebendig. Wenn er die bevorzugte Lage von Korinth treffend bezeichnet — im Kreuzungspunkte einer uralten Landstraße mit einer Hauptlinie des Seeverkehrs (I 13) —, ferner das Verlangen der Athener erwähnt, für die Fahrt nach Italien und Sizilien einen Stützpunkt im westlichen Griechenland, in Kerkyra, zu gewinnen (I 44), so ist kaum zu bezweifeln, daß er von der eigentlichen Ursache des großen Krieges schon

dieselbe Ansicht gehabt hat, die wir vorher als Ergebnis neuerer Forschung erwähnt haben. Dazu stimmt auch der Inhalt, den er den vorausgegangenen Verhandlungen, besonders den Reden der Korinther, gegeben hat. Allerdings muß man scharf hinsehen, um den Sinn zu erkennen; und dieses Halblicht hat den Verdacht hervorgerufen, der Geschichtschreiber habe den Einfluß der sizilischen und unteritalischen Beziehungen auf den Ausbruch des Konfliktes, den er wohl durchschaute, verdunkeln wollen, weil inzwischen die nach Westen schauende Politik der Athener mit der Expedition von 415 Schiffbruch gelitten hatte[84]). Das ist doch allzu scharf geschlossen. Man muß bedenken, daß Thukydides auch sonst eigene Erwägungen und Urteile zurücktreten und nur mittelbar wirken läßt. Auch darin steht er den Anforderungen und der Gewohnheit moderner Geschichtschreibung fern, daß er wirklich überall Geschehenes erzählt, Zustände nur aus der Art dessen, was geschieht, erkennen läßt; wo er doch einmal eine zusammenhängende Schilderung für angebracht hält, wie die fast poetische des athenischen Staatswesens, da macht er sie zu einer bei geschichtlichem Anlaß gehaltenen Rede, und damit doch wieder zu einem Stück der Geschichte.

Und ein Mann von so unvergleichlich staatsmännischem Blick, ein so sachkundiger Beurteiler und Darsteller kriegerischer Vorgänge hat da, wo er berufen war selber in den Gang der Ereignisse einzugreifen, die auf ihn gesetzte Erwartung nicht gerechtfertigt. Ist das nicht ein Widerspruch? Es wird nicht ausbleiben, daß Primaner so fragen; und man darf es wünschen. Denn damit wird der natürliche Anlaß gegeben, um ein wichtiges Grundverhältnis in der Natur des menschlichen Geistes zum Verständnis, ja zur Anschauung zu bringen. Der Mann der Tat und der Mann der Wissenschaft bedürfen nicht derselben Art von Verstand: gerechtes Abwägen aller in Betracht kommenden Umstände tut dem einen, schnelles, instinktiv sicheres Erfassen des Wesentlichen dem anderen not. Vorzüglich ausgeführt hat dies Clausewitz in dem Kapitel seines

klassischen Werkes, das vom „kriegerischen Genius“ handelt (I 3); gewußt hat es ebenso schon Thukydides. Der schlimmen Erfahrung, die er bei Amphipolis gemacht hatte (IV 106. V 26, 5), verdankte er nicht nur die unfreiwillige äußere Muße, sondern auch die klare Erkenntnis der Eigenschaften, die im öffentlichen Leben den Helden machen. Eben weil er sie in sich selber schmerzlich vermißte, wußte er sie in anderen um so schärfer zu erkennen, um so treffender zu würdigen. Und dies gibt seiner Charakteristik des Themistokles einen eignen Reiz, des Mannes, der, ohne viel gelernt zu haben, durch angeborenen Verstand Gegenwärtiges und Künftiges sicher beurteilte, was besser und was schlechter sei auch im Dunkeln erkannte und, τὸ ξύμπαν εἰπεῖν, φύσεως μὲν δυνάμει, μελέτης δὲ βραχύτητι κράτιστος αὐτοσχεδιάζειν τὰ δέοντα ἐγένετο.

Von der Persönlichkeit eines Menschen ein Bild in Worten zu zeichnen ist eine der edelsten Aufgaben des Geschichtschreibers. Ivo Bruns hat uns gelehrt darauf zu achten, in welchen Formen sich diese Kunst bei den Alten entwickelt hat[85]. Der am Anfang steht, Thukydides, ist doch schon ihr Vollender. Fast immer — die zuletzt zitierten Worte gehören zu einer der wenigen Ausnahmen — charakterisiert er indirekt, durch das was die Menschen sagen und tun, durch die Wirkung die sie auf andere ausüben. Xenophon ist dazu fortgeschritten, ausdrückliche Beschreibung von Personen zu geben. Polybios spricht sein Urteil aus und teilt die Erwägungen mit, die ihn dazu bestimmt haben. Die meisten sind doch der älteren Weise treu geblieben oder zu ihr zurückgekehrt. Bei Livius kann man stellenweise vergleichen und deutlich sehen, wie er die Gedanken des Polybios nach seiner Art umgestaltet: nicht über Eigenschaften berichtet, sondern von Vorkommnissen oder Äußerungen erzählt, die er auf Grund der nüchternen Darlegung seines Vorgängers erfunden hat. Tacitus gibt von Tiberius keine direkte, zusammenhängende Charakteristik; er leitet das, was der Kaiser tut, aus verborgenen Motiven ab, als wisse er alles was in der Seele jenes vorgeht. „Die Untersuchung

über Tiberius' Charakter war abgeschlossen, als Tacitus zu schreiben hegann."

Bruns scheint geneigt, dem „subjektiven Stil", dem Verfahren des Polybios, den Vorzug zu geben: nur er gewähre einen Einblick in die Vorarbeiten und damit die Möglichkeit nachzuprüfen; die anderen behielten die Untersuchungen für sich, die sie doch alle mehr oder weniger angestellt haben müßten. — Wirklich alle? Thukydides gewiß. Aber auch Livius? auch die römischen Annalisten, die Bruns mit in diese Reihe stellt? Wir sind in Gefahr uns ein falsches Bild zu machen, indem wir von Voraussetzungen ausgehen, die uns selbstverständlich erscheinen. Für uns ist ein Historiker zu allererst Forscher; und mancher bedeutende Forscher gelangt überhaupt nicht zu einer künstlerischen Darstellung seiner Ergebnisse. Im Altertum war es anders. Selbst der strenge Wahrheitsucher Thukydides ist mit Bewußtsein Künstler, nicht bloß da wo er eine politische Spannung dramatisch gestaltet, sondern überall; wie Nitsch es beschrieb: „den ganzen Zusammenhang der Ereignisse sucht er gewissermaßen von innen heraus zu modellieren". Polybios ist freilich von anderer Art; aber er steht auch einzig da mit seiner militärischen Sachlichkeit. Darum dichtet er nicht Situationen, in denen die Menschen sich so zeigen wie sie ihm vor der Seele stehen, sondern erörtert ihren Charakter. Durch solche Ausnahme wird die Regel nur bestätigt. Die Geschichtschreibung der Alten ist aus Poesie erwachsen, ist allmählich erst zur Wissenschaft erstarkt. Ihren Ursprung hat sie nie ganz verleugnet; besonders deutlich verrät sie ihn in der Kunst, Menschen zu schildern.

VIII.

Kunst.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.
Goethe.

Als vor 16 Jahren „Rembrandt als Erzieher“ hervortrat, gegen das allzu Verstandesmäßige unseres Bildungswesens protestierte und eine Periode des Vorherrschens der Kunst im deutschen Geistesleben ankündigte, da galt es für böse Ketzerei ihm beizustimmen. Heute ist „Kunsterziehung“ ein viel gebrauchtes Schlagwort. Die erfolgreiche Tätigkeit, die Alfred Lichtwark entfaltete, die Versuche und Berichte der Hamburger Vereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung, die Verhandlungen des Kunsterziehungstages in Dresden im Herbst 1901 haben die Aufgaben, die sich hier auftun, zu einem Gegenstande des öffentlichen Meinens gemacht[86]). Für Beschaffung eines künstlerisch wertvollen und doch nicht allzu teuren Anschauungsmaterials sind und werden zweckmäßige Anstalten getroffen. Prinzipiell besteht darüber kein Zweifel, daß man ein Doppeltes fordert: Erziehung zur Kunst und durch Kunst. Sobald es sich aber um die praktische Ausführung handelt, weichen die Ansichten voneinander ab: welche Wege einzuschlagen, wie die gebotenen Mittel zu benutzen seien. Daß durch die neue Wendung der Zeichenunterricht eine erhöhte Bedeutung gewinnt, liegt auf der Hand. Von akademischer Seite ist mit Wärme der Vorschlag entwickelt worden, das Zeichnen bis zur obersten Klasse auch des Gymnasiums obli-

gatorisch und zur Hauptstätte der Bildung des künstlerischen Sinnes zu machen[87]). Ob sich dieser Plan anders als vereinzelt, unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen, würde durchführen lassen, erscheint doch fraglich. Aber davon soll hier nicht die Rede sein. Was uns beschäftigt, ist wieder der Versuch, zu zeigen, wie am Gymnasium, ohne alle Vermehrung der Lehrfächer, nur aus den Stoffen heraus die im philologischen Unterricht gegeben sind und ohnehin berührt werden müssen, eine Bereicherung der in den jugendlichen Köpfen sich entwickelnden Gedanken und Anschauungen bewirkt werden kann.

An Äußerungen des Wunsches, besondere Kurse in antiker Kunstgeschichte einzuführen, fehlt es natürlich nicht. Männer, die selber, privatim und ohne Zwang für die Teilnehmer, Vorträge und Besprechungen dieser Art geleitet haben, sind gar zu leicht geneigt, aus dem, was ihnen in freiwilliger Tätigkeit schön gelungen ist, eine allgemeine Norm zu machen[88]). Als ob wir an allgemeiner Regelung in unserem Schulwesen nicht schon reich genug wären! Wo ein Lehrer imstande ist und Lust hat, Schüler in eignen Zusammenkünften zu einer sei es mehr historischen oder mehr ästhetischen Betrachtung von Kunstwerken anzuregen, da hat er allen Anspruch, daß ihm dies nicht nur erlaubt sondern in jeder Weise erleichtert werde. Durch lehrplanmäßige Einführung aber würde die Kunstgeschichte bald ebenso tot gemacht werden wie seinerzeit philosophische Propädeutik und mittelhochdeutsche Lektüre; die Forderung eines abfragbaren Wissens würde unvermeidlich sich einstellen, wo doch alles darauf ankommt, schlummernde Kräfte — des Sehens und Auffassens — zu unbefangener Betätigung hervorzulocken. Sehr wohl dagegen kann überall gefordert werden, daß die reichlichen Veranlassungen, Bilder vorzulegen und zu erläutern, die der deutsche Unterricht — beim Laokoon — und der altsprachliche bieten, nicht unbenutzt bleiben. Und um den Entwicklungsgang im Zusammenhange kurz zu schildern, gibt es eine natürliche Stelle in der Ge-

schichtstunde. Früher war es wohl auch das Regelmäßige, daß an Perikles, Alexander, Augustus ausführlichere Mitteilungen über das künstlerische Schaffen in den Zeitaltern, denen sie Charakter und Namen gegeben haben, angeknüpft wurden. Erst 1891 hat man mit der alten Geographie auch die alte Kunst hinausgetrieben; sie wird den ihr gebührenden Platz von selbst wieder einnehmen, wenn der Geschichte der Griechen und Römer wieder je ein Jahr zugewiesen wird.

Der Zusammenhang zwischen Lektüre und Kunstbetrachtung äußert sich besonders auch darin, daß es mehr und mehr Sitte wird, die Schulausgaben griechischer und lateinischer Autoren mit Abbildungen auszustatten oder auch solche gesammelt in besonderem Hefte den Schülern zur Erläuterung des Gelesenen in die Hand zu geben. In dieser Beziehung wird sogar stellenweise schon des Guten etwas zu viel getan. Illustrationen sind nur dann berechtigt, wenn sie die Phantasie anregen, dazu helfen daß man sich einen Vorgang oder eine Situation anschaulich vorstelle; wo das ohnehin keine Mühe macht, bedarf es keines Bildes. Ja, dieses kann schaden, anstatt zu nützen. Überladung mit Stoff wirkt verwirrend und lenkt den Sinn vom Wesentlichen ab.

Schlimmer ist doch eine andere Gefahr, die nicht immer vermieden wird: daß man der Jugend zumutet bestimmte Werturteile über das Gesehene sich anzueignen. Hier und da wird es geradezu als die Aufgabe bezeichnet, die Schüler mit „dem richtigen Maßstab“ zur Schätzung der Kunstwerke auszurüsten. Aber zur Bildung eines eignen Urteils ist dies nicht der rechte Weg, daß wir Äußerungen eignen Empfindens zurückschrecken. Wenn Aristoteles verlangte, daß man auch Ungebildeten das Recht ihres besonderen Geschmackes gönne[89]), so dürfen wir dasselbe sicher für alle noch in Bildung Begriffenen in Anspruch nehmen. Daß einem Sechzehnjährigen der Farnesische Stier besser gefällt als die Giebelgruppen vom Parthenon, ist nicht unnatürlich; was gewinnt er, wenn ihn der Lehrer mit der Bemerkung zurechtweist, das große Werk,

das ihm imponiert habe, sei nur gewissermaßen „eine in den Stein gehauene Bravour-Arie“? Gewiß soll er zum Vergleichen angeleitet werden; aber der Art nach, nicht dem Grade nach. Er soll auf die charakteristischen Züge eines Kunstwerkes, weiter der Werke eines Meisters, eines Zeitalters achten lernen: wie die Gesichter behandelt sind, wie die Haare und die Gewandung, wie weit in unbekleideten Partien die Muskulatur angedeutet oder herausgearbeitet ist, ob die Gestalten schlicht angeordnet sind oder kunstreich verschlungen; wie die Natur des Materials gewirkt hat, hemmend in der Darstellung einer bewegten Szene oder doch mildernd oder umgekehrt herausfordernd zu virtuoser Überwindung. Auf dies alles und manches ähnliche wird der Lehrer aufmerksam machen, und braucht dabei mit seiner Ansicht, was schöner oder weniger schön sei, nicht zurückzuhalten; nur soll er nicht verlangen, daß die Schüler es auch so finden. Genug, wenn sie durch die gemeinsame Betrachtung zur Klarheit darüber kommen, an welchen Stellen und in welchen Eigenschaften eines Werkes der Grund ihres Gefallens oder Mißfallens liegt. Ihr Urteil über Wert und Bedeutung, die den beobachteten Tatsachen im Verhältnis gegeneinander zukommen, wird sich von selbst weiter entwickeln, wenn sie älter werden und die Gewohnheit zu sehen und zu prüfen ins Leben mitgenommen haben.

Dagegen würde ein bestimmter Kanon der Wertschätzung, den sie im Unterricht erhalten hätten, sie bald im Stich lassen; denn die Wissenschaft selber bleibt nicht stehen, sondern ändert unablässig ihr Urteil, zumal über ästhetische Fragen. Für Winckelmann und die Seinen waren Laokoon und der Apoll von Belvedere das Höchste. Später, je mehr die Parthenon-Skulpturen bekannt wurden, fand man in ihnen reineren Adel, ruhigere Würde, vollkommnere Ausgeglichenheit von Gedanken und Stoff; Pheidias bezeichnete nun die eigentliche, nie wieder nachher erreichte Blüte. Auch das hat nicht angehalten. Pergamon und Olympia lieferten neues Material zur Vergleichung, und damit auch zur Würdigung der schon verhandenen Werke;

man erkannte, daß doch nicht alle Entwicklung, die über Pheidias hinausging, ein Ausarten ins Leichte, Zierliche, Spielende war, daß vielmehr noch neue, ernste Aufgaben gestellt und gelöst wurden: so ist man heute dahin gelangt, in Lysipp mit seiner freieren Behandlung des Körpers, seiner volleren Verwertung des dreifach ausgedehnten Raumes den Gipfelpunkt zu sehen. Georg Loeschcke vertritt lebhaft und geistvoll diese Überzeugung; und wer das Glück gehabt hat ihm zuzuhören und seiner Deutung der Geschichte zu folgen, wird nicht zweifeln, daß dadurch die Erkenntnis dem Wirklichen ein Stück näher gerückt ist[90].

Der Wandel in unseren Ansichten von der griechischen Kunst hängt damit zusammen, daß wir durch glückliche Funde und Ausgrabungen mehr und mehr den Wandel kennen gelernt haben, den die Kunst selber durchgemacht hat. Die mykenischen und kretischen Königshäuser haben den Blick eröffnet in eine nie geschaute Herrlichkeit, jenseits der Periode für die wir gewohnt sind von griechischer Geschichte zu sprechen. Aber auch, was diesseits der historischen Grenze liegt, sieht heute ganz anders aus als zu den Zeiten Winckelmanns und Goethes. Wo sie eine Einheit sahen, da erblicken wir eine reiche Folge von Entwicklungstufen. Der Weg von den Ägineten über Parthenon, Niobiden zu Laokoon und den Pergamenern ist, bei aller zeitlichen Gedrängtheit, doch innerlich nicht weniger lang als der, den etwa die Namenreihe Giotto Rafael Tizian Tintoretto bezeichnet. In den folgenden Erörterungen wird noch mehrfach davon die Rede sein. Die Hauptunterschiede sind so deutlich, daß sie auch von den Schülern sehr wohl erkannt werden können; und damit ist bei ihnen für immer der naiven Meinung der Boden entzogen, die doch noch gelegentlich sich äußert, als sei „der“ griechische Stil etwas Feststehendes, gewissermaßen eine Richtschnur, nach der nun auch alle folgende Zeit hätte verfahren müssen. So aufgefaßt könnte das Studium der Antike nur hemmend und erstarrend auf die Kunst unserer eignen Zeit wirken, die doch an ihrem Platze ebenso aktuell

und lebendig sein möchte, wie es die griechische auf jeder Stufe ihrer Entwicklung gewesen ist. Nicht fertige Vorbilder zum Nachahmen soll uns das Altertum geben, sondern eine Anschauung des Werdens und Wachsens, des Ringens mit Problemen, die immer wiederkehren und mit denen sich jedes neue Geschlecht selbständig auseinandersetzen soll. In Mathematik und Naturforschung, in Volkswirtschaft und Politik haben wir gefunden, wie die Verhältnisse bei den Alten, den unsern innerlich verwandt, doch viel einfacher sich zeigen, die fundamentalen Aufgaben und auch die Kräfte zu ihrer Lösung klarer hervortreten als in der Gegenwart. Nicht anders steht es für die Kunst: die grundlegenden Beziehungen, Gegensätze und Zusammenhänge, sollen wir aus dem Altertum verstehen lernen.

„Wir haben Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und „reproduzierende Kunst, dazu noch dekorative und Fachkünste. „Der große, gesammelte Ausdruck unserer Lebensanschauung „fehlt uns. Wir haben Künste, keine Kunst.“ So schrieb vor wenigen Jahren Max Klinger[91]. Damit ist der entscheidende Mangel unserer Zeit ausgesprochen; ihn zu heben, vorerst einmal klar zu erkennen mögen uns die Alten helfen, bei denen die verschiedenen Zweige der Kunst aufs innigste verbunden waren. Zunächst Architektur und Plastik. Im kleinen das bescheidenste Grabdenkmal und im großen die Tempel mit ihren Friesen Metopen Giebelfeldern Gebälkträgerinnen zeigen aufs deutlichste, wie bei den Griechen die Gebilde der einen Kunst als organische Glieder an den umfassenden Werken der anderen erwachsen sind. Statuen und Gruppen von Statuen wurden nicht voraussetzungslos erfunden, um dann hier oder dort vor einen mehr oder weniger passenden Hintergrund gestellt zu werden, sondern von Anfang an in einen architektonischen Zusammenhang hineinkomponiert, dem sie dienten, der dafür sie trug und wirksam hervorhob. Für die Phantasie des schaffenden Künstlers gab die räumliche Bedingtheit, indem sie äußerlich eine Schranke setzte, zugleich einen ins Innere

wirkenden Halt. Wie Michelangelos Geist durch den Anblick des Steinblockes befruchtet wurde, in dessen unregelmäßigen Formen er neue, wundersame Gestalten verhüllt, schlummernd, der Befreiung harrend erschaute, so sind die griechischen Bildner durch die in den Formen des Bauwerks gegebenen Grenzen gerade zu ihren schönsten Erfindungen angeregt worden. Die Löwinnen von Mykene sind das älteste und schlichteste, nicht das schlechteste Beispiel hierfür. Und wie haben die Schöpfer der Giebelgruppen am Athena-Tempel auf Ägina, am Zeus-Tempel in Olympia, vollends am Parthenon es verstanden aus der Not, wie man sagen möchte, eine Tugend zu machen! Die abnehmende Höhe des Feldes, das zu füllen war bis in die flach verlaufenden Spitzen hinein, ist der Anlaß geworden, menschliche Körper in reichster Mannigfaltigkeit von Stellung und Haltung zu bilden. Metopen forderten zur Ausnutzung einer annähernd quadratischen Fläche auf, wofür sich naturgemäß die diagonale Richtung besonders förderlich erwies; Kentaurenkämpfe in Athen, Herakles mit dem Stier in Olympia bieten glänzende Proben der Entwicklung dieses Motives. Und eben dies war es, was Jacob Burckhardt am Laokoon bewunderte: die „furchtbare Diagonale, welche in der Gestalt des Vaters sich ausdrückt“. Noch in einer anderen Beziehung erinnert diese Gruppe daran, wie für die Plastik der Zusammenhang mit der Baukunst, auch nachdem er gelöst war, heilsam fortwirkte. Goethe hat an ihr eine Eigenschaft hervorgehoben, die er den alten Bildhauern überhaupt nachrühmt, die Sorgfalt, womit die Massen gegeneinander gestellt sind, symmetrisch gefällig, ohne störendes Herausragen einzelner Glieder, so daß „ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstra-„hiert, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten „Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierat erscheint“ Die Gewohnheit ein gerundetes Ganze zu schaffen war durch den Zwang erzogen worden, den der gegebene Raum, in den man sich einfügen mußte, lange Zeit ausgeübt hatte[92]).

Ähnlich ist es der Malerei ergangen. Die Stanzen von

Rafael und die Deckenbilder der Sixtinischen Kapelle sind auch deshalb die höchsten Leistungen dieser Kunst, weil sie bestimmt waren einen würdigen Raum zu schmücken, aus dessen architektonischen Formen sie nun hervorgewachsen zu sein scheinen. Was heute als großer, wohl gar unentbehrlicher Vorzug empfunden wird, daß die Künstler vollkommen frei schaffen, hat doch auch seine bedenkliche Seite. Denn nun entstehen in Menge Tafelbilder, die an den Wänden der Ausstellungsäle neben- und übereinander gehängt werden, und die meistens eine andere Behandlung auch gar nicht beanspruchen können, weil sie nicht im Gedanken an einen bestimmten Platz, von dem aus sie wirken sollen, geschaffen sind. Einer der bedeutendsten jetzt lebenden deutschen Maler — in dessen eignen Bildern schwerlich jemand den Inhalt, den Gedanken vernachlässigt finden würde — sagte mir einmal, er habe seine eigne Kunst erst in Pompeji verstehen gelernt; denn erst dort habe er gesehen, was ein Gemälde eigentlich ist: „ein dekorativ belebtes Stück Raum an der Wand.“ Die Verbindung des Bildes mit der Wand war dort auch äußerlich unlösbar, der Rahmen gemalt oder in Stuck aufgetragen, die umgebende Fläche oft mit Ornamenten bedeckt, die nicht, wie unsere Tapeten, ein beliebiges Muster wiederholten, sondern für den einzelnen Fall erfunden oder doch umgebildet waren und so dem Ganzen eine einheitliche Stimmung gaben, indem sie den Blick in wohltuendem Wechsel zur Betrachtung des Bildes sammelten und wieder zurückgleitend ins Weite und Freie lockten. Auch an der Außenseite der antiken Bauwerke zeigten sich beide Künste in glücklichem Bunde: hervortretende Teile wurden durch die aufgetragene Farbe in ihrer Wirkung ebenso gehoben und in ihrer Gliederung verständlich gemacht wie die Tier- und Menschengestalten der Friese und Giebelfelder.

Ob die griechischen Bildwerke bemalt gewesen seien oder nicht, ist heute keine Frage mehr, wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Die Anerkennung des Richtigen wurde dadurch erschwert, daß man seit lange an die blendend weiße Ober-

fläche unserer Marmorstatuen gewöhnt war und in dem Gedanken sie zu färben eine Entweihung des edlen, nördlich der Alpen auch materiell kostbaren Steines sah. Dazu kam, daß die Muster von Heiligenbildern und Wachsfiguren bloß an eine grob realistische Farbengebung denken ließen, die allerdings den Erfolg hätte haben müssen, die Gestalten von Göttern und Helden aus einer höheren Welt in die gemeine irdische herabzurücken. Seitdem haben unsere eignen Bildhauer gezeigt, wie man Farbe verwenden kann ohne in eine Nachahmung des Alltäglichen zu verfallen; auf jeder Ausstellung begegnen Statuen und besonders Büsten, an denen Haare, Haut, Gewandung sich durch fein getöntes Kolorit voneinander abheben, nicht selten so, daß verschiedene Steinarten zusammengesetzt sind. Und ein Werk wie Klingers Beethoven läßt ahnen, was in dieser Richtung auch auf dem Gebiete monumentaler Plastik noch erreicht werden kann[93]).

Als im Jahre 1882 mein Onkel Carl Cauer in einem Nebenraume der Nationalgalerie in Berlin einem Kreise von geladenen Besuchern Proben bemalter Skulptur zeigte, gab es noch manche die zu solchem Unterfangen den Kopf schüttelten. Neben eignen Werken des Künstlers war da ein Stück aus dem Parthenon-Fries, auf dem er u. a. Muskeln und Adern an der Oberfläche des Körpers von Mann und Roß erst durch die Farbe hervorgebracht hatte. Seine Rechtfertigung war: die Malerei stehe zur Plastik in einem ähnlichen Verhältnis wie die Kunst des Schauspielers zu der des Dichters; sie bringe die Deutung und Belebung eines Bildes, das ohne sie immer einen skizzenhaften Charakter behalte. Das klang paradox; und doch war damit die Wichtigkeit der Farbe für die Plastik noch nicht einmal stark genug betont.

Anknüpfend an eine Vermutung Welckers über den Einfluß, den Polygnot auf Pheidias geübt habe, hatte zuerst Adolf Michaelis[94]) allgemein den Gedanken ausgesprochen, daß „durch „den größten Teil der griechischen Kunstentwicklung hindurch „die Malerei der Plastik vorangegangen und ihr gewissermaßen

„den Weg gewiesen hat, sozusagen die führende Kunst gewesen „ist“. Die Aufdeckung der prächtigen Wandgemälde in den Palästen von Knosos und Phästos brachte hierfür eine überraschende Bestätigung; und wohl mit dadurch ist Michaelis veranlaßt worden, neuerdings seine Ansicht ausführlicher darzulegen und durch die verschiedenen Perioden der Kunstentwicklung zu verfolgen. Neben jener in ihrer Art vollendeten kretischen Malerei gab es eine Plastik, die Ähnliches hätte leisten können, noch nicht; und das ist im Grunde kein Wunder, wenn man bedenkt, wie viel bequemer der Pinsel sich handhabt als der Meißel. In Athen geben die schwarzen Vasen mit roten Figuren eine Anschauung davon, wie lebendig damals, zur Zeit der ausgehenden Tyrannis, der Maler menschliche Gestalten in freier Bewegung und kunstvoller Gruppierung darzustellen wußte; der Bildhauer begnügte sich noch, Figuren nebeneinander zu stellen, höchstens in typischen Vorgängen mit streng abgemessener Bewegung zu verbinden. Die Malerei fand immer zuerst eine neue Art, zu sehen und zu schildern. So war es auch im vierten Jahrhundert, wo die psychologisch verfeinerte, Leidenschaften in bewegter Situation ausdrückende Kunst eines Zeuxis und Parrhasios der pathetischen und malerischer werdenden Plastik des Skopas und anderer Meister voranging[95]).

Besonders deutlich aber zeigt sich das Grundverhältnis von den ältesten Zeiten her am Relief. Nach Conzes schönen Untersuchungen war dieses ursprünglich mehr eine besondere Art der Malerei als ein Zweig der Plastik. Zuerst suchte man nur die Figuren eines auf Stein gemalten Bildes durch Vertiefung des um sie und zwischen ihnen frei gebliebenen Feldes hervorzuheben; dann lernte man auf dieselbe Weise die Teile des Gemäldes gegeneinander abstufen; stärker und stärker drängte sich die Reliefhilfe in den Vordergrund, bis sie zur Hauptsache wurde und die Farbe vielfach ganz verdrängte[96]). Doch damit ist die Entwicklung nicht vollständig bezeichnet. Rudolf Hildebrand, der Bildhauer, hat in einer geistreichen Studie aus inneren Gründen nachzuweisen gesucht, daß die Rundplastik

überall aus dem Relief hervorgegangen sei, dessen Schichten man mehr und mehr von einander zu lösen lernte[97]. Ob das in dieser Allgemeinheit richtig ist, wage ich nicht zu beurteilen; für die Geschichte der griechischen Kunst aber scheint es zuzutreffen. Nicht nur — naturgemäß — die Figuren in den Giebelfeldern, sondern auch frei dargestellte wie etwa Myrons Diskuswerfer und noch die Gruppe des Laokoon, sind unter der Voraussetzung gebildet, daß sie nur von vorne betrachtet werden, eine Wand oder Nische zum Hintergrund haben; so mächtig war noch die Erinnerung an die Fläche, aus der man früher die Gestalten herausgearbeitet hatte. Spät erst, anscheinend eben durch Lysipp, ist diese Schranke überwunden worden.

Dies sind alles Gedanken, die man erwachsenen Schülern sehr wohl nahe bringen und in allem was an das Relief anknüpft mit vorhandenen Mitteln auch vollkommen anschaulich machen kann. Das Wertvolle dabei ist, daß ihnen nicht eine Reihe von Tatsachen sondern wirklich Geschichte, d. h. ein Geschehen, gezeigt wird. Sie sehen an einem klassischen Beispiel, wie das Fachwerk unserer Künste und Wissenschaften nicht ein von Natur Gegebenes ist, sondern immer nur den Versuch bedeutet, einen jeweilen erreichten Stand der Entwicklung übersichtlich zu beschreiben. In Wirklichkeit sind die Grenzen fließend, von vielfachen Übergängen durchbrochen. Das gilt in gewissem Sinne sogar von der Stelle, wo die schroffste Trennung ein für allemal aufgerichtet zu sein schien, zwischen bildender Kunst und Poesie.

Wer seinen Laokoon gelesen hat, ist geneigt auf jedes Bild mißbilligend herabzusehen, das mehrere Stufen derselben Handlung zugleich enthält; und doch hat es dergleichen in allen Perioden der Kunst gegeben. Eine Sonderstellung nimmt der Schild des Achilleus bei Homer ein; denn hier existieren die Gemälde nur in der Phantasie des Dichters, die frei beweglich

ist und nicht durch die Frage beunruhigt wird, ob das, was sie sich als bildlich dargestellt denkt, auch wirklich so dargestellt werden könnte. Wenn ich diese Stelle des Laokoon in Prima durchnahm, habe ich jedesmal zur Vergleichung „Ein Familiengemälde“ von Balthasar Anton Dunker (1782) vorgelesen:

Mein Herr Maler! wollt' er wohl
All' uns konterfeien? usw.,

wo in naiver Zumutung an den Künstler, verschiedene Zeiten in einem Bilde vorzuführen, Unglaubliches geleistet wird. Doch angenommen selbst, es hätten dem Dichter Reliefbilder auf einem Schilde, wie er sie von Hephästos herstellen läßt, vorgelegen, so würden wir aus Inhalt und Art seiner Schilderung noch nicht schließen dürfen, daß darin die Grenze der Gleichzeitigkeit überschritten gewesen sei. Auch wer heute ein figurenreiches Gemälde, dessen Situation aus einer längeren Handlung herausgegriffen ist, zu beschreiben hätte, würde am einfachsten so verfahren, daß er den Hergang erzählt und an der entscheidenden Stelle abschließend hinzufügt: „das ist der Augenblick, den der Maler festgehalten hat.“ Dieser vorsichtige, der Phantasie des Zuhörers zu Hilfe kommende Zusatz fehlt bei Homer — sehr begreiflich in einer Zeit unreflektierten Denkens — und so ist ihm seine ganze Beschreibung in Erzählung ausgeartet, aus der wir über die Beschaffenheit seiner Vorlage, wenn es eine gab, nichts Sicheres erfahren. Aber wir haben ja antike Bilder selbst in ausreichender Menge. Die Tabula Iliaca ist jedem leicht zugänglich, wo z. B. die Ereignisse des ersten Gesanges der Ilias in zusammenhängender Reihe von Gestalten sich abspielen. Im Hause der Vettier in Pompeji ist in einer Umrahmung gemalt, wie Ixion aufs Rad geflochten wird und wie Here die Meldung erhält, daß es geschehen sei; so im Hause des Faunus Actäons Frevel und seine Bestrafung, dies für unser Empfinden besonders auffallend, weil die Figur der Diana, nur einmal in der Mitte abgebildet, mit zwei verschiedenen Gebärden beiden Seiten der

Darstellung angehört. Die gleiche sorglose Anordnung war der mittelalterlichen Kunst vertraut; sie findet sich nicht nur in byzantinischen Mosaiken wie von San Marco in Venedig, sondern z. B. auch auf den Bronzetüren des Ghiberti, wo doch kaum jemand geneigt sein wird eine Unbeholfenheit als Ursache anzunehmen. Bei den italienischen Malern der Renaissance, bei den Niederländern ist es nicht anders. Auf einem prachtvollen Gemälde von Paolo Veronese (im Dogenpalast in Venedig) ist innerhalb derselben Landschaft Europa dreimal dargestellt — zur Reise sich rüstend, davonreitend, durchs Meer schwimmend —. Wenn man dergleichen oft und in Werken höchster Vollendung sieht, so wird man etwas irre an Lessings Gesetzgebung, Nicht mit Unrecht ist sogar gesagt worden, daß es bei ausgedehnten Darstellungen, die im Weiterschreiten betrachtet werden müssen, im Grunde das Natürliche sei, die Ereignisse in zeitlicher Folge sich entwickeln zu lassen und innerhalb einer zusammenhängenden Reihe von Gestalten immer nur soviel zu einer zeitlich und sachlich geeinten Gruppe zu verbinden, als der Blick auf einmal überschauen kann[98]).

Sicher überwunden zu sein scheint Lessings Theorie in einem anderen Punkte, der Schätzung des Transitorischen. Er lehrte, daß die Kunst den Eindruck des Unnatürlichen und deshalb die Darstellung solcher Situationen vermeiden müsse, die ihrer Natur nach nur einen Augenblick dauern könnten. Goethe dagegen schreibt gerade von der Laokoongruppe: „Äußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung „des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirk„lich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender „Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des Ganzen „sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder „Teil genötigt sein diese Lage zu verlassen; dadurch wird das „Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig.“ Dies wird für den vorliegenden Fall im einzelnen ausgeführt, dann die allgemeine Bemerkung noch hinzugefügt und an Beispielen erläutert, daß „der höchste pathetische Ausdruck, den die

„bildende Kunst darstellen kann, auf dem Übergange eines Zu„standes in den andern schwebt.“ Offenbar ist das alles in bewußtem Gegensatze zu Lessing gesagt; und gewiß hat Goethe hier mehr recht als sein scharfsinniger Vorarbeiter. Das wird man auch vor den Schülern frei bekennen. Aber hat Lessings Warnung darum allen Wert verloren? Das dritte Kapitel des Laokoon läßt sich gut erläutern, indem man die berühmten Darstellungen des David in Photographien vorlegt: Donatello und Verrocchio haben ihn von seiner Tat ausruhend gebildet, Michel Angelo in gespannter Haltung, den Arm zum Wurfe angelegt, mit dem Auge die Entfernung messend; den Augenblick des Losschleuderns hat Bernini festgehalten, in einer leidenschaftlich bewegten Figur in Villa Borghese. Hier ist es, meine ich, auch für einen jugendlichen Sinn nicht schwer den Vorzug der drei anderen zu erkennen, und damit den Unterschied zwischen edler Kunst und virtuoser Leistung. Dasselbe Verhältnis liegt der Tatsache zugrunde, daß antike Porträtstatuen — wie Sophokles, Äschines, Demosthenes — so wohltuend und doch lebenswahr anmuten, in der ruhigen Haltung in der auch ein wirklicher Mensch lange Zeit hindurch dastehen könnte, während es heute beliebt ist mitten aus rascher Handlung einen Augenblick zu erfassen und zu versteinern, z. B. den Schrecken Galvanis beim Anblicke der zuckenden Froschschenkel in seinem Standbild vor der alten Universität zu Bologna. So kommt doch etwas von Lessings Ansicht wieder zur Geltung.

Das letzte ist nun freilich ein Geschmacksurteil; es mag Lehrer geben, die sich umgekehrt entscheiden. Was tut das? Die Gesichtspunkte, nach denen geprüft, verglichen, geurteilt wird, verdanken auch sie dem Verfasser des Laokoon. Wo ästhetischer Sinn gebildet werden soll, ist Autorität überhaupt nicht am Platze, mag sie nun Goethe oder Lessing heißen oder an die Person des Lehrers, der vor der Klasse steht, sich anheften; das αὐτὸς ἔφα der Pythagoreer ist einer von den Sprüchen, die wir zur Nichtanwendung unsern Schülern ein-

prägen wollen. Man hört und liest neuerdings öfter, der Laokoon sei ein überwundener Standpunkt, allermeist für die Schule. Zugegeben, daß viele der Ansichten zu denen Lessing gelangt ist veraltet sind, angenommen, sie wären es alle: nicht veraltet sondern ewig frisch ist die Art, wie er die Untersuchung führt, wie er in Tatsachen, Gedanken, Begriffe hineinbohrt um die Wahrheit zu finden. Durch den zwiefach angestellten Vergleich zwischen der Marmorgruppe und Vergils Erzählung hat er in einer klassischen Probe gezeigt, wie man versuchen kann das Alter eines Kunstwerkes aus inneren Gründen zu bestimmen. In seinen Erörterungen über das Verhältnis des illustrierenden Künstlers zur Dichtung, über Konsekutives und Koexistierendes, über natürliche und willkürliche Zeichen, über das Malerische in der Poesie, über ihre Mittel zur Darstellung des Körperlichen, des Schönen: überall sind die Punkte bezeichnet, auf die es ankommt, um die sich noch heute die Diskussion bewegt. In Goethes vorher angeführten Sätzen von dem Werte des vorübergehenden Moments erkennt man, bei allem Gegensatz, das Fortwirken des Lessingschen Gedankens, daß der Künstler die Situation dem Auge bieten solle, die nach vorwärts wie nach rückwärts der Phantasie die meiste Anregung gebe. Wenn jetzt gesagt wird, daß Lessings Laokoon „längst nicht mehr als ästhetischer Kanon gelten „kann, vielmehr ein richtiges Kunstverständnis hemmt und „hindert", so ist das erste ebenso richtig wie das zweite falsch[99]. Läge in dem herrlichen Werke, dem Geiste seines Verfassers zum Trotz, irgendwie die Versuchung, aus dem Inhalt ästhetische Glaubensartikel zu formen, dann müßte es aus der Schule verschwinden. Unsere Stellung zu Lessing und zu seinem Laokoon ist ähnlich wie die zum Altertum selbst: nicht fertige Kenntnisse und bestimmte Ansichten sollen wir von dort gewinnen, sondern die ewigen Probleme kennen lernen, um deren theoretische oder praktische Lösung sich Wissenschaft und Kunst bemühen, und die wir, selbst in einer abgeleiteten Kultur befangen, immer

da am besten verstehen, wo sie zum erstenmal ernstlich aufgeworfen worden sind.

Zu den Fragen, welche, wenn sie auch einmal befriedigend gelöst zu sein scheinen, doch stets neu wieder aufleben, gehört die: wie sich der Künstler zur Wirklichkeit verhalten solle, insbesondere ob er aus ihr nur das Schöne auswählen oder auch das Häßliche nachbilden dürfe? Lessing, der den Gegensatz klar formuliert hat, glaubte ihn zwischen alter und neuer Zeit einfach verteilt. Mit reicherer Anschauung und feinerem Nachempfinden hat Goethe das Thema behandelt in seiner Schrift „Der Sammler und die Seinigen“, die für den Unterricht viel zu wenig ausgenutzt wird; sie müßte zusammen mit seinem Aufsatz über Laokoon die regelmäßige Ergänzung zu Lessings Kunstkritik bilden. Der Standpunkt der Betrachtung ist darin ein allgemeiner, alle Zeiten und Gattungen umfassender; für uns hier kommt es darauf an, was wir gerade von den Alten über das Verhältnis zwischen Kunst und Wirklichkeit lernen können. Dabei mag ein wenig weiter ausgeholt werden.

Unmittelbar durch die realen Bedürfnisse wird das Handwerk bestimmt, das man sich gewöhnt hat der Kunst schroff gegenüberzustellen. Wer in Rom und Neapel die reichen Sammlungen antiker Gebrauchsgegenstände auch nur flüchtigen Blickes mustert, erkennt sofort, daß diese Scheidung bei den Alten nicht bestand, also keine notwendige und natürliche ist. Die Entwicklung der Gefäßformen, die aufeinander folgenden Arten der Bemalung gehören recht eigentlich der Kunstgeschichte an. Übrigens sind wir ja selbst auf bestem Wege, die Schranke, die auf diesem Gebiete lange Zeit errichtet war, zu durchbrechen. Die Bewegung auf einen neuen, eigenen Stil hin hat im Kunsthandwerk, wie es nun heißt, früher eingesetzt als in Malerei und Plastik. Einen mittleren Platz nimmt die Architektur ein, die gebundenste der Künste durch den praktischen Zweck und die Schwere des Stoffes, und zugleich die freieste in der Entfaltung des Ornamentes. In der Verschmelzung dieser

beiden sich widerstreitenden Eigenschaften beruht das Geheimnis der griechischen Baukunst. Noch in ihren vollendetsten Werken erkennt man die Grundzüge jener Formen, die einst das Bedürfnis geschaffen hatte: in den Triglyphen die verzierten Balkenköpfe, in den Metopen die stehen gebliebenen Mauerzinnen, zwischen welche die Balken gelagert wurden; im ἀκρωτήριον, dem Schmuckstück über der Mitte des Giebels, den Durchschnitt des Firstbalkens; in den Ringen unterhalb des dorischen Kapitäls die alten Metallreifen, die den belasteten Holzstamm gegen Zerspringen schützten. Semper hat durch einen tiefsinnigen Vergleich deutlich gemacht, in welcher Weise in der Blütezeit der Kunst die Funktion eines Gliedes zur Bestimmung seiner Form mitwirkt[100]). Er bekämpft eine ältere Ansicht, nach der das Wesen der Baukunst nichts sein würde als „durchgebildete Konstruktion, gleichsam illustrierte und illuminierte Statik und Mechanik". Vielmehr schalte der Architekt frei mit den überlieferten Formen, wie der Redner oder Dichter mit den Worten und Wendungen der Sprache. Doch wie jener dann am wirksamsten spreche, wenn er sich der Grundbedeutung auch bei abgeleiteten und übertragenen Ausdrücken bewußt bleibe, so habe derjenige Baukünstler den Vorteil vor anderen, der „die ältesten Symbole seiner Sprache in ihrer ursprünglichsten Bedeutung erkennt". In der Tat, dieses begleitende Bewußtsein des Ursprünglichen sichert beide, daß sie nicht — wie die meisten, die mit überkommenem Gut wirtschaften, — ein Ausdrucksmittel in ganz anderem Sinn und Zusammenhang anwenden, als in dem und aus dem es einst erwachsen ist. Allein schon diesen Vergleich zu verstehen ist für einen denkenden Primaner ein heller Gewinn. Von seiten der Sprache bietet Goethes Stil die beste, jedem naheliegende Bestätigung; daß sie in den Gliedern griechischer Architektur Ähnliches erkennen, wird um so eher gelingen, wenn man, was leider nicht schwer ist, aus modernen Bauwerken Beispiele der Verkehrtheit beibringt, die aus dem Fehlen des Sinnes für das Echte und Eigentliche entsteht.

Daß die beiden nachahmenden Künste bei den Griechen den Anschluß an die Wirklichkeit nicht in der Art von Treue suchten, zu der uns die Photographie verleiten möchte, liegt auf der Hand. Immer stand zwischen dem Gegenstand, der gesehen wurde, und dem Bilde, das ihm entsprechen sollte, die aufnehmende, auswählende, ordnende Vorstellung des menschlichen Geistes. So ist in der Statue des Sophokles der Leibrock unter dem Mantel weggelassen und dadurch die wirkliche Form des Körpers in den Falten des einfachen Gewandes um so deutlicher herausgearbeitet. Daß die Künstler des Laokoon den Priester, aller Sitte zuwider, nackend gebildet haben, um in Sehnen und Muskeln das Ringen mit dem Schmerz auszudrücken, hat schon Lessing hervorgehoben. In dieser Beziehung waren die Griechen allerdings gegen uns im Vorteil, da ihnen der Anblick des unverhüllten Körpers auch in der Wirklichkeit nicht fremd war; unsere Künstler fangen an sich die gleiche Freiheit zu nehmen, müssen aber noch manches bedenkliche Urteil darüber hören. — Ein Mosaik im Museum des Lateran, das den ungefegten Boden eines Eßzimmers darstellt, macht den Eindruck, als sei es bei dem Transport auseinandergenommen und dann falsch zusammengesetzt worden, weil die einzelnen Speisereste — Hühnerklauen, Muscheln, Brotrinden — nach verschiedenen Seiten den Schatten werfen. Ich möchte glauben, daß dies auf Absicht beruht, indem jedem Stück der Schatten auf der Seite beigefügt wurde, wo er am besten mitwirkt die Form plastisch abzuheben. Das wäre denn derselbe Kunstgriff, den Goethe an einer Landschaft von Rubens entdeckt hat[101]). Der Künstler schätzte das Wirksame höher als das Wirkliche. In dem Festzuge, den der Parthenon-Fries vorführt, würden die Pferde, in ihrer natürlichen Größe zwischen Menschen abgebildet, sich störend hervorgedrängt haben; sie hätten den oberen Rand des Streifens unruhig unterbrochen und doch mit ihren „massigen Walzenleibern“ den Eindruck des Eintönigen gemacht. Pheidias hat deshalb auf das richtige Größenverhältnis verzichtet. Er hat auch Haltung und Gangart

sehr frei behandelt, die Tiere aufgerichtet, als sträubten sie sich vorwärts zu gehen, was denn wieder zu dem langsamen Gange der ganzen Prozession aufs beste paßt. Und obwohl die Alten bloß Linksgalopp ritten, sind doch, hier wie anderwärts, die springenden Pferde auch im Rechtsgalopp dargestellt, nämlich in der Regel dann, wenn sie dem Beschauer die linke Seite zukehren; denn da würde, wenn das linke Bein und die linke Schulter sich vordrängten, der dahinter liegende Teil des Körpers verdeckt werden, während so, beim Vorauseilen der rechten Schulter, der Körper des Tieres, von der Oberfläche des Bildes nach der Tiefe zu breiter werdend, sich in deutlicher Gliederung darbietet[102]).

In diesen und vielen ähnlichen Fällen ist die Kunst nicht mit Buchstabentreue der Wirklichkeit gefolgt; aber die Ursache der Abweichung war, von der Verkleinerung der Roßgestalt etwa abgesehen, nicht sowohl das Streben nach Schönheit, als der Wunsch das Wesentliche einer körperlichen Erscheinung von verhüllendem und verwirrendem Beiwerk freizumachen. Dadurch ist denn allerdings auch eine schönere Wirkung erreicht; die unmittelbare Absicht aber war, das Charakteristische zur Geltung zu bringen. Die ganze Geschichte der griechischen Plastik kann man ansehen als eine Entwicklung dieser Fähigkeit, von kindlichen Anfängen bis zu voller Meisterschaft. Vielleicht am deutlichsten wird es, wenn man ältere und jüngere Porträtköpfe nebeneinanderhält; aber auch die Göttertypen, die Grabreliefs zeigen denselben Stufengang. Klima und ihm entsprechende Sitten brachten es mit sich, daß die Griechen von der menschlichen Gestalt eine viel reichere Anschauung hatten als wir; so hat sie an der Charakteristik, die bei uns fast ausschließlich in den Gesichtszügen gegeben wird, einen überwiegenden Anteil. Jene Fülle von Bildern, die ein körperlich frei und stark bewegtes Leben dem Auge bot, haben die Künstler aufgefaßt und wiedergegeben; und dabei haben sie in der Darstellung des Affektes die äußerste Leidenschaft nicht gemieden, im Aufsuchen anatomisch interessanter Stel-

lungen keine alltägliche Situation verschmäht. Der Diskusschleuderer, der Jüngling der die Kopfbinde umlegt, der andere der sich den Staub der Palästra vom Arme schabt, der Knabe der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, sind uns so vertraut geworden, und sehen außerdem in Stoff und äußerer Behandlung den erhabenen Götterstatuen ähnlich, daß wir leicht vergessen, wie durchaus realistisch solche Werke gedacht sind. Laokoon aber, die Niobiden, der sterbende Gallier bringen die Not und Qual des menschlichen Daseins schonungslos und erschütternd zum Ausdruck. Die Behauptung, daß die griechischen Künstler die Welt idealisiert, über die harten und schlimmen Seiten der Wirklichkeit zu täuschen gesucht hätten, ist ebenso falsch wie die immer noch wieder gehörte Rede, daß Sophokles die Menschen darstelle nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollen.

Woher stammt die verkehrte Ansicht? Das ist nicht allzu schwer zu erkennen. Zunächst ist es doch einigermaßen eine Auswahl des Besten, was auf uns gekommen ist; so viel dabei der Zufall mitgespielt hat, konnte er natürlich die Werke am leichtesten erhalten, die man am häufigsten vervielfältigt hatte weil sie das meiste Gefallen erregten. Aber hierin liegt nicht alles. In der Tat ist es ja für uns eine fremde Welt, in die wir versetzt werden, wenn wir griechische Bildwerke sehen oder griechische Dichtung lesen: die ungewohnte Art der Wirklichkeit macht den Eindruck des Nichtwirklichen; es ist da etwas, was wir erst wegdenken müssen, um die im Innern überall gleiche Natur zu erkennen. Die schöne Form fällt zuerst in die Augen; da sie unseren Sinn erfüllt, bis wir von ihr abstrahieren lernen und das sehen, was dahinter liegt, so ist es ein sehr natürlicher Wahn, die Schönheit sei auch den Schöpfern jener Werke die Hauptsache gewesen, etwas mit Bewußtsein Gesuchtes. Vielmehr haben sie nichts anderes getan als mit redlichem Bemühen um Wahrheit und Treue das, was sie mit sinnlichem oder geistigem Auge schauten, dargestellt; und dabei ist manches Werk entstanden, das dem

rücksichtslosesten modernen Realismus Ehre machen würde. Der Schleifer in Florenz, die weinende und die trunkene Alte im Capitolinischen Museum, die alte Hirtin mit dem Lamm im Conservatorenpalast, der ausruhende Faustkämpfer im Nationalmuseum der Diocletians-Thermen: sie alle machen wahrlich nicht einen Eindruck, der uns über die irdische Sphäre hinaushebt. Wie ist es trotzdem gekommen, daß wir die Denkmäler antiker und zumal griechischer Kunst noch heute als schön empfinden?

Alle Schönheit beruht auf der Verbindung von Gegensätzen; nicht auf einem Kompromiß, wobei von jeder Seite etwas nachgelassen und ein sogenanntes goldenes Mittelmaß gesucht wird, sondern darauf, daß beide Teile in ungeschwächter Kraft wirken, dabei aber sich wechselseitig durchdringen und ein Ganzes hervorbringen, das als Einheit empfunden wird. Die Gegensätze, deren Bund die Blüte griechischer Kunst erzeugt hat, sind, wie es mit glücklicher Kürze bezeichnet worden ist, Natur und Stil[103]). Wo eines der beiden in Kunstwerken hervorsticht, fühlen wir uns unangenehm berührt: was naturalistisch sein will, erscheint gesetzlos, das mit Bedacht Stilisierte steif und unlebendig. Die schöpferische Kraft der griechischen Künstler bestand darin, daß sie beides zugleich vermochten. Dies ist ihr Geheimnis, ihnen selbst unbewußt. Volkscharakter, persönliche Begabung, Klima und Landschaft, Religion, Sitte, Kulturzustand, geistiges und politisches Leben wirkten zusammen. Unmöglich, die Elemente durch Analyse festzustellen; unmöglicher, sie nachbildend aufs neue herzustellen. Den Künstlern aller späteren Zeiten, so auch der gegenwärtigen, ist nichts übrig geblieben als den Griechen darin zu folgen, daß auch sie mit redlichem Bemühen um Wahrheit und Treue das darstellen, was sie mit sinnlichem oder geistigem Auge schauen. Ob dies nun schön wird oder häßlich, läßt sich durch keinen Willen bestimmen; der Stil eines Zeitalters ist unwillkürliche Äußerung seines gesamten geistigen Charakters: von dessen Veredlung oder Verschlechterung hängt

auch der Wandel ab, den die Kunst an sich selber vollzieht. „Wer auf die Geschichte des Geschmacks wirken will, muß auf „seine Veranlassungen wirken; er pflege den Baum nicht am „Gipfel oder an der Blüte, sondern in der Wurzel“: so mahnte einst Herder[104]. Zu den Wurzeln aber gehört, seit es Griechen gegeben hat, das Griechentum, nicht mit einzelnen seiner Werke, die man zu äußerlicher Nachahmung als Muster hinstellen könnte, sondern mit seinem ganzen geistigen, sinnlichen, sittlichen Gehalt. Daß dieser ein starkes Element des deutschen Geisteslebens bleibe und aufs neue werde, muß wünschen, wer der deutschen Kunst ein fröhliches Gedeihen wünscht.

Doch unmittelbar ist das keine Sorge der Schule, zu künstlerischem Schaffen zu erziehen; sie kann zufrieden sein, wenn es gelingt den Sinn für Kunst in ihren Zöglingen zu wecken und zu pflegen. Dafür aber bietet gerade die Fremdartigkeit der griechischen Werke einen Vorteil. Gewiß ist es leichter in Gottfried Kellers Erzählungen oder Ibsenschen Dramen ein dem unsern ähnliches Leben, eine verwandte Menschennatur zu entdecken, als bei Homer und Sophokles; und dasselbe gilt von den griechischen Statuen im Vergleich zu moderner Malerei. Aber je größerer Kraft es bedurfte, um zum Anschauen der inneren Gleichheit durchzudringen, desto größer ist auch der Gewinn an Kraft, der zurückbleibt, desto mehr wird der Blick für das Wesentliche geschärft und vertieft. Wer sich gewöhnt, die Bilder die ihm der Künstler zeigt auf die dahinter liegende Wirklichkeit zurückzuführen, wird allmählich selber aus der wirklichen Welt Vorgänge, Situationen, Stellungen herausschauen, die geeignet wären im Bilde festgehalten zu werden. Bekannt ist, wie eine neuere Richtung der Malerei uns gelehrt hat, in der Natur manche Farben zu finden, die in ihr enthalten sind, die wir aber sonst übersehen hatten. So mag der Gang durch eins unserer Eisenwerke, wenn wir die nervigen, kraftvoll bewegten Gestalten der Arbeiter mit plastisch geübtem Blicke sehen, uns trotz Lärm und Ruß eine Reihe

ästhetischer Freuden vermitteln. Das sind nur Beispiele, um den allgemeinen Gedanken deutlicher zu machen: wie die Beschäftigung mit Kunst und gerade mit einer fernstehenden Kunst, den Herrschaftskreis unseres Auges in der umgebenden Welt erweitert, uns an lebendigen Wirklichkeitseindrücken reicher macht. Wer in der Kunst das Leben erkennt, wird bald im Leben überall die Elemente künstlerischer Erscheinung sehen.

IX.

Lebensfragen.

> Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollendet sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte.
>
> Paulus.

Daß der Verkehr mit dem Altertum nicht nur Verstand und ästhetischen Sinn bilde, sondern auch den Charakter, haben die Freunde des Gymnasiums von jeher behauptet; von den Gegnern wird gerade dies besonders lebhaft bestritten, zuweilen mit recht unklugen Einwendungen. Doch liegt die Schuld hieran nicht bloß bei ihnen, sondern zum Teil auch auf unserer Seite, in übertriebenen, ja geradezu verkehrten Behauptungen, die zum Glück mehr und mehr verstummen. Man schilderte die Zustände der antiken Welt als ideale, die Menschen als vorbildliche Menschen, von denen wir einfach den Maßstab sittlicher Größe zu übernehmen hätten. Nun ist erkannt worden, daß dies falsch war, und sogleich läßt sich der übereilte Schluß hören, daß wir für ethische Bildung überhaupt nichts von den Alten gewinnen könnten. Vielmehr regen sie zum Nachsinnen über die Rätsel des Lebens gerade dadurch so kräftig an, daß sie selbst sich mit ihnen abgemüht haben ohne eine glatt erscheinende Lösung zu finden. So wiederholt sich hier, was wir überall gesehen haben: nicht bequeme Belehrung über das, was zu tun, wie zu urteilen sei, bieten uns Griechen und Römer, sondern Aufrüttelung zu selbständigem Denken über die Grundfragen des geistigen und moralischen Lebens.

Nichts vielleicht ist so geeignet, die Achtung vor der sittlichen Art des Altertums zu untergraben, wie der kurzsichtige Eifer womit Anhänger einer absterbenden Richtung unter den Philologen immer noch hier und dort Horaz als einen Lehrer der Lebensweisheit hinstellen. „Was lehrt er? Ein Knecht mit „Anmut sein. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr „unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld.“ So schonungslos, wie dies Börne[105]) ausgesprochen hat, wird es sich ein Primaner nicht klar machen, aber empfinden muß er es. Wenn ihm nun hier Verehrung zugemutet wird, so wird er entweder innerlich sich sträuben und abwenden, oder, wenn er schwach ist, sich gewöhnen Worte anzueignen anstatt Gedanken zu bewältigen. Der Lobredner des goldenen Mittelmaßes kann nicht Führer einer männlichen Jugend sein. Mag man das berühmte *nil admirari* noch so fleißig deuten und mildern, ein starker Zug von Blasiertheit bleibt immer darin. So oft ich die heitere Epistel, die so beginnt, mit jungen Freunden las, war sie mir hauptsächlich deshalb wertvoll, weil sie Gelegenheit bot das ernste Wort Platons dagegen zu stellen: μάλα φιλοσόφου τοῦτο τὸ πάθος, τὸ θαυμάζειν· οὐ γὰρ ἄλλη ἀρχὴ φιλοσοφίας ἢ αὕτη (Theaetet 11 = S. 155 D).

Dies ist die Denkweise, die wir versuchen sollen in unseren Schülern zu wecken: intelligentes Erstaunen, das den Ansporn zur Forschung in sich trägt. Es findet sich wohl eine Viertelstunde, um in einer Abschweifung diesem Gedanken nachzugehen: wie alle Fortschritte der Erkenntnis im Beobachten einer auffallenden Tatsache ihren ersten Anstoß empfangen haben. Beispiele aus den verschiedensten Gebieten des Wissens bringen die Schüler leicht selber bei; das Größte ist doch, daß sie an dem Volke der Hellenen es gewissermaßen mit erleben können, wie die Menschheit zum Bewußtsein ihres rätselhaften Daseins erwacht. Wunderbar erschien die regelmäßige Wiederkehr der Wandlungen in der Natur, und dann doch wieder die plötzliche Unterbrechung des gewohnten Verlaufes. Bei Homer erinnern Beiwörter zu Nacht und Tag (νὺξ

ἀμβροσίη, ἱερὸν ἦμαρ) daran, daß man das Gesetzmäßige auf ein Wirken übermenschlicher Mächte zurückführte; daß für vereinzelte, gewaltsam eintretende Erscheinungen das Gleiche geschah, daß Wind und Regen, Donner und Blitz ihre Gottheiten hatten, wissen die Jungen längst und lernen es nun verstehen. Auf die naive Deutung der Welt, die in der Religion lag, sind bei den Griechen früh die ersten Versuche einer wissenschaftlichen Erklärung gefolgt. Davon wird man in der Schule noch nicht viel mitteilen können; aus dem ewig unveränderlichen Sein der Eleaten den wahren Gedanken, der dem Keime nach darin enthalten ist, zu entwickeln, muß einem reiferen Alter vorbehalten bleiben. Um so anschaulicher ist das πάντα ῥεῖ des Heraklit, und zugleich dadurch höchst fruchtbar, daß es wie für die körperliche Welt so auch für alles geistige Leben gilt: πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει, καὶ .... δὶς ἐς τὸν αὐτὸν ποταμὸν οὐκ ἂν ἐμβαίης (Platon Kratyl. 19 = S. 402 A). Die Gemeinschaft selbst von Lehrern und Schülern, in der wir soeben den Satz besprechen, ist morgen eine andere als heute, ja heute noch, am Schluß der Stunde in der dieser Gedanke sie zum ersten Male beschäftigt hat, nicht völlig dieselbe wie zu Anfang. Ins große übertragen ergibt diese Betrachtung den rechten Maßstab zur Würdigung politischer und sozialer Zustände, aber auch wissenschaftlicher Ansichten und ästhetischer Urteile. Auf keinem Gebiete ruht die Bewegung; und inmitten des allgemeinen Zuges kann sich der einzelne nur dann behaupten, wenn er mit klarem Bewußtsein und festem Willen an der Entwicklung teilnimmt. Gegen den Strom zu schwimmen mag dem Kräftigen gelingen; wer stehen bleibt, den spülen die Wellen unsanft hinweg. Behaglich ist solche Vorstellung freilich nicht, so wenig wie desselben Ephesiers Einsicht, daß der Kampf der Vater der Dinge ist: πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι, πάντων δὲ βασιλεύς. Aber behagliches Verweilen, ruhiges Genießen ist auch nicht der Beruf, zu dem wir ins Leben gestellt sind.

Daß nicht nur im Laufe der Zeit die Ansichten sich ändern,

sondern oft auch zu einer Zeit verschiedene Auffassungen mit gleichem Rechte nebeneinander stehen, mahnt der Spruch des Protagoras: πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος „Der Mensch ist das Maß der Dinge“ (Platon, Theaet. 8 = S. 152 A). Damit war die Subjektivität jedes menschlichen Erkennens früh schon in aller wünschenswerten Bestimmtheit ausgesprochen. Wenn man aus dem kühnen Satze den Schluß ziehen kann, vor dem Protagoras selbst nicht zurückschreckte, daß es eigentlich unter streitenden Meinungen keine falsche gebe, so lehrte Gorgias umgekehrt, daß keine richtige Ansicht möglich sei. Wie beides im Grunde dasselbe ist, wird ein Primaner hoffentlich begreifen, und mag sich dann noch weiter mit der Formulierung des Zweifels bei Gorgias befassen: „Es ist nichts; und „wenn etwas wäre, so könnte man es nicht erkennen; und wenn „es erkennbar wäre, so könnte man es doch nicht anderen mit„teilen“ (Οὐκ εἶναί φησιν οὐδέν· εἰ δ' ἔστιν, ἄγνωστον εἶναι· εἰ δὲ καὶ ἔστι καὶ γνωστόν, ἀλλ' οὐ δηλωτὸν ἄλλοις. Aristoteles, περὶ Ξενοφάνους κτλ. 5 = S. 979[a], 12 f.). Das klingt stark übertrieben; und doch liegt eine Wahrheit darin. Den letzten Verzicht hat beinahe ebenso Goethe ausgesprochen (Sprüche 936): „Man weiß eigentlich das, was man weiß, nur für sich selbst.“ Und auch, wer auf bescheidener Höhe und der Menge weniger fern steht, muß es schmerzlich erfahren: daß der Verständigung zwischen den Menschen von Natur Schranken gesetzt sind, die man verringern kann, aber nie ganz beseitigen. Das Wort, das der Autor schreibt, ist immer ein anderes als das, welches der Leser liest.

Immerhin war es ein Glück, daß der negierenden Tendenz der Sophisten kräftig und erfolgreich widerstanden wurde. Aber wie konnte es kommen, daß man Sokrates, den erbitterten Gegner, für einen ihresgleichen hielt? als der er doch von Aristophanes verspottet und gewiß von vielen seiner Zeitgenossen angesehen wurde. Die Frage gibt wieder zu einer allgemeinen Beobachtung Anlaß: daß in einem wissenschaftlichen Streite für den Fernstehenden der Unterschied zwischen

den Vertretern entgegengesetzter Standpunkte verschwindet, weil er sie um dieselben, ihm gleichgültigen oder unerwünschten Aufgaben bemüht sieht. Doch läßt sich auch nicht bestreiten, und durch die Lektüre z. B. des Protagoras kommt es unmittelbar zur Anschauung, daß Sokrates mit Virtuosität eben die dialektischen Kampfmittel anwendet, wegen deren die Sophisten zum Sprichwort geworden sind. Der Unterschied ist nur, daß er damit ein sehr positives Ziel verfolgte: die Grenze zwischen Wissen und Nichtwissen scharf zu ziehen, dadurch den Bestand wirklicher Erkenntnis sicherzustellen und auf solches Wissen die sittliche Tüchtigkeit zu gründen.

Der Streit, ob hervorragende Leistungen eines Menschen mehr auf natürlicher Anlage oder auf Erziehung und Unterricht beruhen, hat die Alten vielfach beschäftigt. Horaz wollte ihn — gewiß richtig, aber nichtssagend — dahin erledigen, daß keines von beiden entbehrt werden könne (ars poet. 409 f.). Tiefer gegraben hat Cicero, der in den Gesprächen „vom Redner“ sehr ernsthafte und keineswegs an der Oberfläche liegende Wahrheiten über dieses Thema vorträgt; am besten vielleicht, was er einmal den Crassus sagen läßt (I 32, 146): *Ego hanc vim intellego esse in praeceptis omnibus, non ut ea secuti oratores eloquentiae laudem sint adepti, sed, quae sua sponte homines eloquentes facerent, ea quosdam observasse atque [coll]egisse; sic esse non eloquentiam ex artificio sed artificium ex eloquentia natum.* Hätten unsere modernen Pädagogen diesen Satz nur immer vor Augen gehabt! in dem das Verhältnis zwischen Können und Wissen, nicht nur für das Gebiet der Beredsamkeit, ein für allemal klargelegt ist. Jeder, der etwas Tüchtiges kann, hat eine natürliche und nicht ganz unberechtigte Abneigung gegen die Regeln, die aus der vorbildlichen Tätigkeit anderer abstrahiert und dann zu einem System ausgebaut worden sind. Dieses Gefühl ist zur Geringschätzung gesteigert, wenn Heraklit sagt: πολυμαθείη νόον οὐ διδάσκει; und noch schroffer Pindar (Ol. 2, 86 ff.): „Klug ist, wer viel „weiß von Natur; die es durch Lernen errafften, krächzen

„zungenfertig wirkungslos, wie Raben gegen den heiligen Vogel „des Zeus“ Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ· μαθόντες δὲ λάβροι παγγλωσσίᾳ — κόρακες ὥς — ἄκραντα γαρύετον, Διὸς πρὸς ὄρνιχα θεῖον. Thukydides, selbst viel mehr ein Mann des Studiums als des unbewußt sicheren Handelns, erkennt doch ausdrücklich an, daß dieses den Vorzug verdiene: an Themistokles rühmt er, in der schon einmal erwähnten Charakteristik (I 138), daß er durch natürlichen Verstand, ohne früher oder später etwas Nennenswertes zu lernen, ein treffendes Urteil über gegenwärtige und zukünftige Dinge gehabt und in verworrener Lage schnell den rechten Entschluß erfaßt habe.

Was in den angeführten Aussprüchen über die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten überhaupt gesagt ist, gilt doch wohl auch für die Bildung des sittlichen Könnens. Auch hier sind die Vorschriften, die gegeben werden, nicht das Wichtigste oder Ursprüngliche; sondern die Quelle der moralischen Erkenntnis fließt aus den großen und kraftvollen Persönlichkeiten, in deren lebendigem Tun angeborene Gesetze sich offenbarten, die dann entweder von ihnen selbst oder von anderen in Worte gefaßt wurden. Die ganze Betrachtung hat allerdings etwas Demütigendes, fast Entmutigendes — für jeden, und zumal für den Erzieher. Wenn alle Einsicht in das, was die Pflicht fordert, doch nicht vermag, den, der von Natur schlecht oder nur schwach ist, gut und stark zu machen, wie sollen wir hoffen durch Lehre die Menschen zu bessern?

Solchem Zweifel gegenüber ist es tröstlich und zugleich an sich merkwürdig genug, daß eine so kraftvoll aus angeborenem Triebe sich auslebende Persönlichkeit wie Sokrates geglaubt hat, er verdanke seine sittliche Stärke einem Wissen und könne sie durch Mitteilung dieses Wissens auch in anderen hervorbringen. Zeugnisse dafür in ausreichender Zahl und Deutlichkeit bekommen unsere Schüler aus Xenophon wie aus Platon zu lesen (z. B. Memor. III 9; Protagoras S. 352). Wohl hat sich der Weise in der Erklärung des eignen Wesens getäuscht: seine ethische Theorie so gut wie etwa die des Spinoza war

im Grunde das Erzeugnis einer edlen und starken Seele, nicht umgekehrt. Aber der Glaube, in dem Sokrates gelebt und gewirkt hat, wird nie aussterben und soll nie aussterben; alle Tätigkeit des Erziehens, auch der Selbsterziehung, beruht auf ihm. Zu solcher mahnt doch gerade auch das Bekenntnis des Apostels (Röm. 7, 20): οὐ γὰρ ὃ θέλω ποιῶ ἀγαθόν, ἀλλὰ ὃ οὐ θέλω κακόν, τοῦτο πράσσω. Er fühlte hierin einen Antrieb zur Bezwingung des Bösen, zur Hingabe an die höhere Macht, die ihn von diesem Leibe des Todes erlösen kann.

Der Gedanke läßt sich freilich auch anders wenden: „Wenn „es doch unmöglich ist der besseren Einsicht in uns zum Siege „zu verhelfen, wozu sollen wir uns vergebens abmühen?" Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß fast dieselben Worte, in denen ein heiliger Mann wie Paulus seinen inneren Zustand schildert, der leichtfertigste römische Dichter der von Liebesleidenschaft ergriffenen Medea in den Mund gelegt hat: *video meliora proboque, deteriora sequor* (Metam. VII 20 f.). Und auch wo jemand ernsthaft und mit gutem Willen darangeht, nach Vernunft sein Tun zu bestimmen, kommt es oft am Ende auf das hinaus, was Demosthenes den Athenern vorwirft: daß man in der prinzipiellen Entscheidung, im Aufstellen starker Forderungen an sich selbst allen Schwung verbraucht und nachher zur Ausführung keine Kraft mehr übrig hat[106]. Beschämend für solche Schwäche und zugleich erhebend ist es, einer Gesinnung wie der des Sokrates zu begegnen: daß die Einsicht imstande ist den Menschen zu regieren, und daß, wenn einer Gutes und Böses erkennt, nichts ihn zwingen kann anders zu handeln als wie die Einsicht befiehlt (Protag. S. 352 C). Ein solcher Glaube hat etwas Packendes, Mitfortreißendes; er kann nicht völlig falsch sein. Durch ihn mehr als durch seine Lehre wirkt Sokrates erziehend und wird hoffentlich noch in manchem jungen Gemüte die Zuversicht begründen helfen, daß es gelingen müsse das natürliche Tun und Begehren der Herrschaft des durch Vernunft geleiteten Willens zu unterwerfen.

Wenn die Beobachtung, in der so ungleiche Geister wie

Paulus und Ovid übereinstimmen, geeignet ist an der Tüchtigkeit der menschlichen Natur irrezumachen, so gibt es eine andere, verwandte, die noch schlimmeren Zweifel aufrührt: daß einer das Gute will und kann und tut, und doch Böses damit bewirken muß. Von der rechtlichsten Absicht, den Verrat am Vaterlande zu strafen und die Autorität des Herrschers zu wahren, ist Kreon geleitet, als er sein strenges Verbot erläßt und rücksichtslos durchführt; und zuletzt muß er bekennen, daß er Unschuldige gemordet, sein eignes Haus verödet hat, muß sehen, wie gerade durch ihn die Achtung vor der gesetzlichen Gewalt, die er vertritt, aufs schwerste erschüttert ist. Gewissenhafte Sorge für das Wohl des Staates treibt den Ödipus zur Nachforschung nach dem was früher geschehen ist; wie dabei seine eigne Person ins Spiel kommt, scheut er vor keiner peinlichen Entdeckung zurück (1076 f.); als ihm die Ahnung aufsteigt, daß er der Mörder des Laios sei, wird der Eifer seines Suchens nur noch dringender: und eben durch diesen mannhaften Wahrheitsinn muß er selber das Entsetzliche, dessen Opfer und dessen Vollstrecker er gewesen ist, aufdecken. Elektra bewahrt dem toten Vater die Treue, hält sich unberührt von den Frevlern, die an seiner Stelle regieren; auf jede Lebensfreude und jeden kleinen Schmuck des Daseins verzichtet sie, um nur das Bewußtsein eigner Rechtschaffenheit zu retten: und sie muß erleben und fühlt es selbst, wie sie durch den täglichen und stündlichen Konflikt, den die Pflicht ihr auferlegt, hinabgezogen wird, wie sie schlechter wird, ungerecht, gehässig (254 f. 308 f.). Um den ermordeten Vater zu rächen, nicht nur nach menschlichem Gefühl sondern auf ausdrücklichen Befehl des Gottes, zückt Orestes den Dolch gegen seine Mutter; und damit beschwört er die Rachegöttinnen herauf, die nun ihn, den Verfluchten, atemlos von Ort zu Ort hetzen. — Dies ist der eigentliche Sinn dessen, was wir „tragisch“ nennen, nicht nur daß überhaupt das Leben den Menschen zwingen kann schuldig zu werden, sondern daß gerade das Gute es ist, was ihn dahin führt.

Können wir Frieden finden in einer Welt, die so eingerichtet ist? Μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον· τὸ δ', ἐπεὶ φανῇ, βῆναι κεῖθεν ὅθεν περ ἥκει πολὺ δεύτερον ὡς τάχιστα (Oed. Kol. 1225 ff.). Bei dieser Antwort werden wir nicht stehen bleiben; der heiter bewegliche Sinn der Jugend würde sich nicht dabei festhalten lassen. Aber daß jeder, den wir zu geistiger Selbständigkeit entlassen, schon über diesen Zwiespalt nachgedacht habe, daß er wisse, wie die Elemente auch dieser finsteren Anschauung in dem allen gemeinen Menschenschicksal gegeben sind, ist allerdings zu wünschen. Um solche ernste Betrachtung anzuregen, gibt es kein wirksameres Mittel als die tragische Dichtung der Griechen.

Etwas Tröstliches liegt diesmal in dem was die Geschichte lehrt: wie umgekehrt nicht selten Taten, die in unedler oder gar böser Absicht unternommen wurden, heilsame Folgen gehabt haben, so sehr, daß man versucht ist an einen Plan der Vorsehung zu glauben, der die schlimmen Leidenschaften der Menschen segensreichen Absichten dienstbar macht. Wie viel Gutes hat den Völkern Europas, dem unsrigen zumal, das Auftreten Napoleons gebracht, wenn auch in sehr anderem Sinne als in dem er zu wirken gedachte! Überlebte Formen im Staatsleben hat er beseitigt, für das Wachstum jugendlich frischer Kräfte das Feld frei gemacht, und gleichzeitig durch die Erbitterung, die er hervorrief, solche Kräfte, da wo sie schlummerten, geweckt. An ähnlichen Erscheinungen ist auch die alte Geschichte reich. König Philipp meinte es gewiß nur mit sich und seinem Volke gut, nicht mit den Griechen; und doch hat er die politischen und militärischen Mittel geschaffen, mit denen ein Weltkreis der Herrschaft des griechischen Geistes unterworfen wurde. Sein großer Gegner war nicht der edle, von reinem Patriotismus erfüllte Mann, wie wir ihn aus seinen Staatsreden vermuten: weder ganz uneigennützig, wie er in dem Handel mit Harpalos gezeigt hat, noch völlig überzeugungstreu, wenn er doch im Prozeß des Apollodoros sowohl für als gegen diesen Reden geliefert hat. Aber mögen Ehrgeiz und

advokatische Betriebsamkeit, dazu Beschränktheit des politischen Blickes, in den Elementen, aus denen der historische Charakter des Demosthenes erwachsen ist, einen noch so großen Raum einnehmen: sie sind hier doch mit Gedanken erhabenster Art eine Verbindung eingegangen, deren diese ihrerseits bedurften, um überhaupt ins Große wirken zu können. Für alle Zeiten ist er der Vertreter einer Gesinnung, die sich durch die Ungunst der Verhältnisse und die Geringfügigkeit der Aussicht auf äußeren Erfolg im Kampfe für eine heilig gehaltene Sache nicht beirren läßt[107]), sondern aus der Bedrängnis selber die Kräfte saugt, mit denen sie ihr standhält.

„Aus dir wird nichts Geringes, mein Sohn, sondern etwas „Großes jedenfalls, sei es im Guten oder im Bösen“: so soll zu Themistokles, als er ein Knabe war, der Lehrer gesagt haben (Plutarch Them. 2). Dies gilt eigentlich von allen reich und kraftvoll angelegten Naturen. Auch Alkibiades hatte das Zeug zum großen Mann, und Alexander zum Unheilstifter. Durch die Aufgaben, die dem Sohne Philipps das Leben stellte, wurden gefährliche Leidenschaften gebändigt, daß sie mitwirkten eine weltgeschichtliche Bewegung zum Ziele zu führen; ohne den vergötternden Glauben an sich selbst hätte er sein Reich nicht gründen können. Es ist nicht Verkleinerungsucht, wenn wir in den leuchtenden Gestalten der Vorzeit auch auf das unser Augenmerk richten, was nicht edles Metall ist, sondern als Schlacke mitglüht. Vielmehr indem wir uns diese Mischung als eine unvermeidliche klar machen, lernen wir den „Undank“ verstehen, mit dem so oft die Zeitgenossen ihren Wohltätern gelohnt haben — wie es Themistokles bitter und treffend aussprach: er sei wie eine Platane, unter der bei Sturm und Gewitter alle Schutz suchten, während bei heiterem Wetter die Vorbeigehenden achtlos Blätter und Zweige abrissen (Plut. 18). Und zugleich gewinnen wir einen Anstoß zur Besinnung und zur Vorsicht, daß wir es den starken Persönlichkeiten, die in unser eignes Leben hereinragen, nicht ebenso machen, daß wir nicht verlangen sollen einen großen Mann zu haben ohne seine Fehler.

Die empfindlichste Probe, die dem Starken zugemutet wird, liegt darin, daß in der Regel seiner inneren Bedeutung die äußere Stellung nicht ganz entspricht. Perikles vermochte es mit der Tatsache seiner Herrschaft das Volk von Athen dadurch zu versöhnen, daß er sie nicht gar zu sehr hervortreten ließ; daran, daß ihm das Gleiche nicht gelang, ist Cäsar zuletzt gescheitert. An einem ähnlichen Widerspruch wie er ist Wallenstein zugrunde gegangen, dem nicht eine republikanische Gemeinschaft sondern ein einzelner, sein rechtmäßiger Gebieter, den ersten Platz verschlossen hielt. Daß ein Bündnis zustande kommt, wie wir es gesehen haben, zwischen schlichtem Edelsinn des Herrschers von Geburt und staatsmännischer Größe seines ersten Dieners, ist ein seltenes Glück; und auch da blicken wir jetzt in die Kämpfe hinein, deren es bedurfte, um ein so schönes Verhältnis, das nach außen ungetrübt erschien, durch gute und böse Zeiten hindurch in Kraft zu erhalten. Die Aufgabe ist eine von denen, die in jedem neuen Falle neu gelöst werden müssen; und sie ist eine der ältesten, mit denen die Menschheit sich quält. Dies zeigt sich darin, daß sie seit lange auch in der Poesie Gestalt gewonnen hat. Im deutschen Heldenepos liegt die letzte Wurzel alles Unheils in dem Mißverhältnis zwischen dem überragenden äußeren Range und der argen persönlichen Schwäche des Burgunden-Königs; in der Ilias ist es nicht anders. Achill pocht auf seine Stärke, die Menge seiner Taten, auf den Wert der Dienste, die er der Gesamtheit geleistet hat (A 165 ff. I 325 ff.); das hilft alles nichts: die höhere Würde bleibt dem kraftlosen Agamemnon, dem er sich deshalb widersetzt, und vor dem doch zuletzt auch er sich beugen muß, seine Stellung als Gebieter anerkennend (T 69 f.), ja persönlich ihm huldigend (Ψ 890 ff.). Wäre nicht eine Ordnung des menschlichen Zusammenlebens möglich, wie Achill sie verlangt (I 318 ff.), in der Leistung und Lohn, Verdienst und Rang einander genau entsprächen?

Sie ist unmöglich, und ist nicht einmal wünschenswert[108]. Gar zu rechtwinklig müßte das Leben aussehen, wenn jedem

genau das zuteil würde, worauf er mit innerer Berechtigung Anspruch erhebt. *Victrix causa deis placuit, sed victa Catoni* (Lucan Phars. I 128): der stolze Sinn, der aus diesen Worten atmet, würde einer Welt unbekannt bleiben, in der unvermeidlich immer die gute und gerechte Sache zum Siege käme. Damit ist denn auch allgemein die Richtung angedeutet, in welcher ein Vertrautwerden mit den Menschen des Altertums auf die Entwicklung sittlicher Kräfte zu wirken vermag. Die Unvollkommenheiten des irdischen Daseins, die von denen in diesem Kapitel die Rede war und noch manche andere, haben darin ihren Wert, daß sie es sind, die aufstacheln zur Tätigkeit, zur Spannung der Kräfte, zum Forschen und Handeln. Ein unendlicher Kampf ist es, den sie der Menschheit auferlegen; aber wer mit Bewußtsein in ihm seinen Mann steht, wird dadurch zum Manne. Und zu solcher bewußten Teilnahme an einem Ringen der Menschheit kann wieder das Altertum uns stärken. Aus ihm zog italienische Renaissance die Kraft Persönlichkeiten zu bilden; und Persönlichkeiten sind es, was uns heute fehlt. Kein Wunder, daß die Generation, die gegenwärtig den Ton im deutschen Geistesleben angibt — wenn auch in Parteien gespalten, doch mit überall gleicher Freude am Schein, am Schlagwort, an der Massenwirkung —, von den Alten nichts wissen will; sie fühlt unbestimmt, daß von dort eine Gesinnung quillt, die zu ihr und ihrem Treiben nicht stimmt. Jederzeit aber tut gerade die Richtung der Gedanken den Menschen am meisten not, deren sie am wenigsten zu bedürfen glauben[109]). Römisches Staatsbewußtsein und griechischer Freiheitsdrang, so sehr sie einander widerstreben, haben doch eins gemeinsam: unversöhnlich ist ihre Feindschaft gegen eine Denkart, die in materiellem Besitz und Genuß den eigentlichen Inhalt des Lebens sieht. Eine Erziehung durch solche Mächte soll unser Volk davor bewahren helfen, ein Knecht der Güter zu werden, deren Herr zu sein der Mensch berufen ist.

Schluß.

Ideal und Verwirklichung.

Wer da glaubt, soll nicht weichen.
Jesaias 28, 16.

Gegen das hier Vorgetragene ist, wie zu erwarten war, der Einwand erhoben worden: das Bild entspreche nicht der Wirklichkeit. Eine solche Gründlichkeit im Studium der Alten, wie dabei vorausgesetzt werde, sei auf der Schule nicht möglich: den geistigen Gewinn, den ich geschildert hätte, könne nur der aus den alten Sprachen ziehen, der wirklich mit ihnen vertraut sei; und dazu brächten es die heutigen Gymnasiasten ja gar nicht, dazu könnten sie es nicht bringen. Ich wolle doch nicht behaupten, daß sie genug lernten, um in Rom und Hellas so eigentlich heimisch zu werden und mit ihren Gedanken in der antiken Welt zu leben.

Ganz unberechtigt ist solches Bedenken nicht, aber auch nicht ganz berechtigt. Und wenn es im Urteil über den zurzeit bestehenden Zustand wirklich das Richtige träfe, so würde daraus doch nicht folgen, daß wir ein an sich gutes und schönes Ziel aufgeben müßten; sondern nun käme es darauf an, die Hindernisse ins Auge zu fassen die uns von ihm trennen, und zu versuchen wie wir sie wegräumen können.

Die größte Schwierigkeit liegt im Lehrplan. Schon durch den von 1882 war das Maß dessen, was im lateinischen und griechischen Unterricht erreicht werden konnte, stark herab-

gedrückt worden; vollends seit 1892 ist die Zahl der Lehrstunden, wie der Umfang bis zu dem die Schüler mit häuslichen Arbeiten, z. B. für private Lektüre, in Anspruch genommen werden dürfen, so eingeschränkt, daß eine tiefgreifende Wirkung nicht mehr erzielt werden kann. Der Sieg, den das Jahr 1900 der gymnasialen Sache gebracht hat, war doch zunächst ein defensiver, indem weitere Zerstörung verhütet wurde; nur ein kleiner Anfang zur Wiederherstellung ist gemacht worden. An diesen gilt es anzuknüpfen. Ἀνέρες ἔστε φίλοι, μνήσασθε δὲ θούριδος ἀλκῆς: damit werden Troer sowohl als Griechen von ihren Führern ermuntert. Der wackere Voß übersetzt: „Gedenkt einstürmender Abwehr", nur scheinbar sich widersprechend. Daß es keine bessere Verteidigung gibt als den Angriff, ist altbewährter Grundsatz auch preußischer Kriegskunst. So möge das Gymnasium die Hoffnung aufgeben, durch Bescheidenheit und immer erneute Herabsetzung seiner Ansprüche die Gegner zu versöhnen, vielmehr seines Rechtes und seiner Kraft sich freudiger bewußt werden und mutig vordringen, um verlorenen Besitz wieder zu gewinnen. Zunächst muß die schlimmste Not, die Verkümmerung der alten Geschichte, beseitigt werden. Diese Forderung sollte von allen denen unterstützt werden, denen daran liegt, daß im philologischen Unterricht über der sprachlichen Schulung das reale Element nicht vernachlässigt, daß an Denkmälern und Literaturwerken der Alten diejenigen Seiten hervorgekehrt werden, die geeignet sind durch den Vergleich mit modernen Erscheinungen uns das eigene Leben und seine praktischen Aufgaben besser verstehen zu lehren. Die Tatsache, daß für realistische Lehranstalten ein auf ein Jahr zusammengedrängter Kursus der alten Geschichte ausreicht, darf doch darüber nicht täuschen, daß es am Gymnasium völlig anders steht. Fast jedes Kapitel des vorliegenden Buches zeugt davon. Nur ein ausführlicher Unterricht in alter Geschichte kann die lateinische und griechische Lektüre mit sachlichem Verständnis beleben; er ist unentbehrlich, um in den oberen Klassen des Gymnasiums die geographische Anschauung zu vertiefen, um

für wirtschaftliche und politische Verhältnisse das Interesse wecken, um zu empfänglicher Betrachtung antiker Kunstwerke anleiten zu können. Auch das, wovon neuerdings viel die Rede war, daß die römische Kaiserzeit eine ausführlichere Behandlung als bisher — seit 1892 — finden müsse, wird sich nur verwirklichen — wieder verwirklichen — lassen, wenn die griechische Geschichte in Untersekunda erledigt ist, so daß die folgende Klasse in Muße die Ereignisse bis zum Ausgang des Altertums begleiten kann.

Ein weiteres Bedenken, das mir gesprächsweise öfter geäußert worden ist, geht dahin, daß alle diese Vorschläge zu hohe Anforderungen an den Lehrer stellen, daß es Philologen, die danach unterrichten könnten, nur wenige geben werde. Darauf ist zu erwidern, daß es sich um Massenunterricht auch in der Tat nicht handeln soll. Das Gymnasium ist nicht die Schule der Vielen, sondern der Wenigen. Der friedliche Wettkampf, zu dem die feierlich verkündigte äußere Gleichberechtigung einlud, darf nicht so verstanden werden, als gelte es zu zeigen, welche der drei höheren Schulen die meisten Schüler anzulocken vermag; nicht auf das Wieviel kommt es an, sondern auf das Wie. Daß die Muß-Griechen aus den Räumen des Gymnasiums verschwinden, daß die Zahl der Gymnasien abnehme, ist eine der Bedingungen, die erfüllt werden müssen, wenn die Art des Lehrens wieder mehr in die Tiefe gehen soll[110]. Daneben ist freilich zu wünschen — und nicht bloß für die altsprachlichen Fächer — daß die Unterrichtsverwaltung etwas tun möchte, um ungewöhnliche Kräfte, wo sie vorhanden sind, herauszufinden und zu gesteigerter Betätigung zu ermuntern; die Art, wie jetzt die äußeren Verhältnisse unseres Berufes geordnet sind, wirkt genau in entgegengesetzter Richtung[111]. Daß diese Einsicht, zunächst in den Kreisen der Lehrer selbst, wieder Platz greife, ist eine zweite Voraussetzung für den Fortschritt zu wissenschaftlich vertieftem, freierem und persönlicherem Betriebe des Unterrichts. Inzwischen liegt denn doch in der Natur des Stoffes selbst eine Kraft der Anziehung

und zugleich der Hinlenkung auf das Wesentliche, der nicht leicht jemand ganz widerstehen wird. Wer Homer oder Herodot oder Tacitus oder Ciceros Briefe zum erstenmal als Lehrer zu behandeln hat, wird, auch wenn er dem einzelnen Schriftsteller früher keine besonderen Studien zugewendet hatte, durch die neue Aufgabe genötigt sich in ihn zu vertiefen; und indem er das, was er mit jungen lebendigen Menschen gemeinsam liest, für deren geistige Entwicklung fruchtbar machen will, kommt er von selber dazu, den manigfaltigen Beziehungen zwischen Altertum und Gegenwart, von denen wir hier eine Anschauung zu gewinnen versucht haben, auch seinerseits nachzugehen. Das geschieht im stillen, in der Zurückgezogenheit schlichten und treuen Wirkens öfter und erfolgreicher, als diejenigen wissen, die nach dem Muster anderer Berufe auch die Arbeit des unsrigen aus Paradeleistungen beurteilen zu können meinen. Überall gibt es Lehrer, die imstande sind zum Gelingen des Planes mitzuwirken, daß durch die Beschäftigung mit Griechen und Römern tüchtige deutsche Männer erzogen werden sollen[112]).

Aber die Jugend, heißt es, vermag nicht zu folgen. Sie kann nicht dahin gelangen, was hier doch gefordert wurde, sich wirklich ins Altertum hineinzudenken; mit allem Fleiß und aller Mühe könnte zuletzt weiter nichts erreicht werden, als ein Bild in dem antike Bestandteile verarbeitet, doch durch Verbindung Anordnung Färbung ins Moderne herübergezogen wären. — Auch in diesem Einwurf liegt etwas Richtiges. Die Vorstellung, die wir uns von einer zeitlich fernliegenden Kultur machen, entspricht nie vollständig der Wirklichkeit; immer wird sie einen Teil des Richtigen mit subjektiven Elementen gemischt enthalten. Aber diese Mischung ändert sich im Laufe der Generationen; und zwar ist der Wechsel kein haltloses Hin und Her von Ansichten und Irrtümern, sondern ein steter Fortschritt zu tieferem Erkennen. Daran kann in seiner Weise auch der Schüler teilnehmen. Und wenn das ohnehin unvollkommene Resultat, das man ihm mitteilt, dadurch daß es in

einen erst im Werden begriffenen, unausgereiften Gedankenkreis eingeht, weitere Einschränkung und Trübung erleidet, so ist auch das kein allzu großer Schade; das für die Entwicklung der Geisteskräfte Entscheidende liegt ja nicht in dem Inhalt, der angeeignet, sondern in der Anstrengung, die aufgeboten wird um diesen Inhalt zu bewältigen, sich zu assimilieren, um mit den Vorstellungsmitteln der eignen kleinen Erfahrung das Fremde zu erfassen. In dieser beständigen Auseinandersetzung zwischen einer modernen Denkweise und einer längst vergangenen Gedankenwelt wächst die Fähigkeit, Übereinstimmung und Unterschiede und damit das Bleibende, Wesentliche und das Wechselnde, Zufällige in den Dingen zu erkennen.

Sieht man die Sache von dieser Seite an, so verschwindet die Gefahr, die dem lateinischen und griechischen Unterrichte dadurch zu drohen schien, daß die Philologie selber, die hinter ihm steht, sich im Laufe der letzten Jahrzehnte stark verändert hat, anscheinend zu einer rein historischen Wissenschaft geworden ist, vor deren kritischer Betrachtung der Begriff des Klassischen und der normative Charakter, den man den Schöpfungen des Altertums früher zuerkannte, nicht standhalten konnte[113]. Eine Schwierigkeit liegt hier allerdings, aber eine solche die überwunden und dadurch fruchtbar gemacht werden muß. Gewiß war es für die Schule bequemer, Homer mit den Augen Goethes und Schillers ansehen zu können, in der lateinischen Sprache die Körper gewordene Logik, in den Werken der griechischen Kunst die zu immer treuer Nachahmung gegebenen Vorbilder, in den großen Männern der Alten die zuverlässigen Führer zu jeder Art menschlicher Tüchtigkeit zu verehren. Aber die Forschung, die solchen Glauben zerstört hat, schwebte doch nicht in der Luft, ist nicht durch Zufall gerade in unsere Zeit verschlagen worden. Der erweiterte Gesichtskreis, den ein immer mehr sich ausbreitender Weltverkehr eröffnete, die Entwicklung einer blühenden materiellen Kultur von durchaus modernem Gepräge, vor allem der reichere Inhalt, den durch kriegerische und politische Taten unsere

eigne Geschichte gewonnen hat: sie sind es gewesen, die den Standpunkt dem Altertum gegenüber verschoben und in den Köpfen der Gelehrten eine neue Auffassung der antiken Welt erzeugt haben. In und mit und aus dem Leben unseres Volkes ist diese Wissenschaft erwachsen; zur Teilnahme an demselben Leben will die Schule tüchtig machen: so kann sie gar nicht anders als den Geist eben dieser Wissenschaft in sich aufnehmen[114]).

Damit dies gelinge, ist es nötig, daß Unterricht und gelehrte Forschung in lebendiger Fühlung miteinander stehen. Auf seiten der Schule hat es an erfolgreichen Bemühungen, sich nicht nur die Ergebnisse sondern, worauf mehr ankommt, die Betrachtungsweise der Wissenschaft anzueignen, nie gefehlt. Mehr und mehr kommt jetzt auch von jener Seite der gute Wille entgegen, von den Bedürfnissen der Praxis Kenntnis zu nehmen und mit unmittelbarer Fürsorge auf sie einzugehen. Wilamowitz' Gutachten[115]) für die Junikonferenz von 1900, dann die Ausführung des dort entwickelten Programms die in seinem „Griechischen Lesebuch" vorliegt, sind aus diesem Wunsche hervorgegangen. Man hätte meinen sollen, daß sie mit freudiger Zustimmung aufgenommen werden würden; statt dessen zeigte sich eine überwiegend ablehnende Haltung. Auch Männer, die gegen den Verdacht gesichert sind ein bequemes Festhalten am Hergebrachten zu verteidigen, voran der warmherzige Verfasser des schönen Buches über „Idealismus", selbst ein begeisterter Freund der Griechen, erhoben Einspruch[116]). Woher kommt das? Doch nicht bloß aus den unnötig verletzenden Urteilen, mit denen Wilamowitz manche seiner Auslassungen gewürzt hatte; die Bedenken liegen tiefer und sind ernster.

Wenn die Homerlektüre über das Maß hinaus, auf das sie seit zwanzig Jahren herabgesunken ist, zugunsten späterer Literatur noch weiter beschränkt, eine der beiden Tragödien, die man in Prima liest, von Euripides genommen wird, wenn große Schriftstellerpersönlichkeiten wie Demosthenes und Thukydides durch eine Auswahl kleiner Proben aus den verschiedensten

Autoren ersetzt werden, so braucht man kein Schwarzseher zu sein, um darin die Gefahr der Zersplitterung zu erkennen. Gerade weil die Behandlung des Altertums heute eine vielseitige ist und es vielleicht noch mehr werden wird, tut es um so dringender not in der Einfachheit des Stoffes ein Gegengewicht zu haben; also nicht eine Menge von Literaturgattungen in die Schullektüre hereinzuziehen, sondern wenige Stücke zu lesen, von solchem Umfang daß die Schüler mit dem Geiste des Verfassers jedesmal vertraut werden können, diese aber nach all den Richtungen durchzuarbeiten, die der Manigfaltigkeit unseres Interesses am Altertum entsprechen. Sonst wird der Unterricht ein Abbild der Zerfahrenheit unseres Zeitalters, während er die Aufgabe hat dessen unruhigen Charakter von einem sicheren Zentrum aus zu begreifen. — Auch die zeitliche Beschränkung, die sich für die Auswahl des Lesestoffes allmählich eingebürgert hatte, war doch nicht ohne guten Sinn. Treffend bezeichnet Wilamowitz als den Erfolg und die innere Wirkung, welche der griechische Unterricht haben soll: daß in den Schülern der Trieb geweckt wird „den geschichtlichen Zusammenhang zu verfolgen, „sich durch Anschauen der einfachen Lebensformen das Ver„ständnis der komplizierten zu erleichtern“. Dazu aber ist die hellenistische Literatur nicht mehr geeignet, sie trägt selber zu sehr schon den Charakter des Abgeleiteten; wer Weizen aufgehen sehen will, muß nicht Brot oder Mehl säen, sondern Körner.

Platon erzählt (Phädr. S. 274) eine nachdenkliche Geschichte von Theuth, dem ägyptischen Gotte, der die Buchstaben erfunden und die neue Kunst dem Könige des Landes, Thamus, vorgelegt habe mit der rühmenden Versicherung, daß dadurch die Menschen klüger und gedächtniskräftiger werden würden. Der König aber habe geantwortet: „Du hast nicht ein Mittel für „das Gedächtnis, sondern für äußere Erinnerung gefunden; so „werden die Lernenden an Gedächtniskraft verlieren, weil sie „sich auf die geschriebenen Zeichen verlassen.“ Solche Erfindungen nun macht die Menschheit unablässig, durch welche sie

in immer größerem Umfang, mit zunehmender Sicherheit und Schnelle die Gedanken und die Dinge beherrscht, dadurch aber innerlich den Dingen selber und dem Kern der Gedanken immer ferner gerückt wird. Wenn die Beschäftigung mit den Alten dazu helfen soll, immer aufs neue diese Kluft zu überbrücken, so muß sie sich solchen Autoren zuwenden, die selber noch dem Ursprung nahestehen. Das trifft für keinen so zu wie für Homer, der deshalb mit Recht vier Jahre hindurch zum täglichen Brot unserer Gymnasiasten gehört. Unter den Tragikern würde Äschylos vorgezogen werden müssen, wenn er nicht zu schwer verständlich wäre; so wollen wir bei Sophokles bleiben, der noch an die Götter glaubt, und die zersetzende Psychologie des Euripides denen vorbehalten, die mit seinen großen Vorgängern schon vertraut geworden sind. Als Geschichtschreiber sind für die Schule Herodot und Thukydides nicht bloß durch die Tradition geheiligt, sondern stehen mit Recht allen voran: an beiden sieht man, wie historisches Denken sich bildet, wie die Fragen, in denen es sich bewegt, auftauchen und Form gewinnen; etwas Ähnliches vermag kein Späterer zu bieten[117]).

Durch das alles braucht der Dank für die wertvolle Bereicherung, die das neue Lesebuch allen Freunden griechischer Lektüre gebracht hat, nicht verkürzt zu werden. Vortrefflich eignen muß es sich, wie es wohl hier und da benutzt wird, als Unterlage zu interpretierenden Vorlesungen für Studenten aller Fakultäten. Für das Gymnasium liegt sein Hauptwert, abgesehen von dem wohlbereiteten Stoff den es dem privaten Eifer begabter Schüler bietet, darin, daß wir nun die Möglichkeit haben, andere Fächer — nicht nur, wie bisher, Geschichte — durch ein Schöpfen aus griechischer Quelle zu speisen und mit dem Grundgedanken unserer Schule in belebende Verbindung zu bringen. Die altchristlichen Abschnitte sind in der Religionstunde, wo uns ja auch das griechische Neue Testament wenigstens noch nicht ganz verboten ist, eine willkommene Ergänzung; und Lehrer der exakten Wissenschaften, die ein Kapitel aus Archimedes oder Euklid gern mit ihren Schülern

lesen, finden sich hoffentlich auch. Daran aber möchten wir grundsätzlich festhalten, daß Fachliteratur in den Fachunterricht gehört; die Beschreibung eines Héronischen Apparates, in der griechischen Stunde gelesen, ist Zeitverschwendung. Da sollen uns nur solche Stücke beschäftigen, die nicht bloß um ihres Inhaltes willen wichtig sind — dann könnte man sie in Übersetzung mitteilen —, freilich auch nicht bloß um der Form willen, sondern dadurch, daß sie das lebendige Wechselverhältnis zwischen Inhalt und Form greifbar hervortreten lassen, daß sie zeigen, wie der originale Gedanke sich den sprachlichen Körper baut, wie andrerseits die bedeutende Form für den Gedanken, den sie ans Licht bringt, nicht bloß Einkleidung ist sondern ein Stück seines Leibes.

Auf diese Weise gewinnt der Begriff des Klassischen erneuten Sinn und neue Berechtigung: nicht auf irgendwelcher absoluten Vollkommenheit beruht er, die für immer als Muster zu dienen hätte; sondern das Vorbildliche liegt, an Werken der Literatur so gut wie der bildenden Kunst, in der siegreichen Kraft des Ringens zwischen Vorstellung und Ausdruck. Auf allen Gebieten war den Griechen die Aufgabe zugefallen, sich an den großen Problemen der Erkenntnis, Erforschung, Darstellung als die ersten zu versuchen; so lebt in ihren Werken ein Hauch von Ursprünglichkeit, der uns Nachgeborne erfrischt. Gar zu leicht wird uns das Wesentliche einer Frage zugedekt durch die Fülle von Antworten, die im Laufe der Zeit schon gegeben worden sind; die Griechen führen uns auf den Kern zurück, auf den eigentlichen Sinn des Problems, an das sie einst naiv und unmittelbar herangetreten sind[118]. Die Leichenrede des Perikles erweckt wahrlich nicht ein Gefühl reiner Schönheit; undenkbar, daß jemand versuchen sollte ihren Stil nachzuahmen — schon solches Wort klingt hier wie Hohn —: und doch bleibt sie klassisch. So steht überall nicht zu fürchten, daß uns der erzieherische Beruf, die bildende Gewalt der Antike verloren gehen könnte, wenn auf ihre „normative“ Geltung verzichtet und Ernst damit gemacht wird, Philologie als

die Wissenschaft zu behandeln die das Altertum historisch begreifen soll[119]).

Aber freilich, Ernst gemacht muß werden, nicht nur in der Forschung sondern auch für die Schule. Mit der bisherigen Politik ist es nicht getan, immer hier ein Stück preiszugeben um dort ein andres zu retten. Ein Ganzes wird erfordert, wenn ganze Menschen erzogen werden sollen. Mannigfaltig sind die Mächte, die in das Leben des einzelnen so eingreifen können daß sie ihn emporheben und, was in ihm steckt, zu höchster Entwicklung bringen: Religion, Freundschaft, Liebe, die Verehrung für einen großen Mann, der Kampf für eine heilige Sache. Eins ist allen gemeinsam: sie versagen dem ihre Gunst, der ihnen mit Vorbehalt entgegentritt und vorsichtig abmessen möchte, wieviel von seinem Tun und Denken ihnen gehören soll; nur wer sich völlig ergibt, gewinnt ihren Segen. Zu diesen gabenreichen und anspruchsvollen Mächten gehört auch die Gedankenwelt des klassischen Altertums.

Anmerkungen.

1. (S. 1.) Blumenthal sagte dies zu Friedjung, dem Verfasser des Buches „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866“; Bd II² S. 560.

2. (S. 2.) Thaddäus Zielinski, Die Antike und wir. Autorisierte Übersetzung von E. Schoeler. Leipzig 1905. Dort heißt es S. 7: „Tatsache ist, daß auch bei uns in Rußland der Schlag, den die „klassische Bildung durch die Reform der Gymnasien im Jahre 1890 „erhielt, ein allgemeines Sinken des Bildungsniveaus der Abiturienten „zur Folge gehabt hat.“

3. (S. 4.) Zielinski, wo er von der „Evolution der klassischen Bildung“ spricht (S. 9 ff.), unterscheidet nicht weniger als sechs Perioden, in denen, seit Anfang des Mittelalters, die Antike immer wieder anderen, jedenfalls erkennbar modifizierten Bildungszwecken gedient hat.

4. (S. 6.) Die neue Aufgabe, um die es sich hier handelt, ist treffend bezeichnet von Felix Bölte in seinem Vortrag: „Das klassische Altertum und die höhere Schule“, im „Humanistischen Gymnasium“ X (1899), besonders S. 166.

5. (S. 8.) Vgl. die weiteren Ausführungen S. 141 ff.

6. (S. 9.) Dies ist eigentlich der Grundgedanke in Julius Langbehns Buche „Rembrandt als Erzieher“, das 1890 und in den folgenden Jahren viel Aufsehen machte und auch heute nicht verdient vergessen zu werden.

7. (S. 9.) C. v. Dillmann, Schulreden (Stuttgart 1901) S. 71. Die zitierte Rede ist aus dem Jahre 1882.

8. (S. 10.) Für die Erschließung dieses Gebietes hat vor anderen Max C. P. Schmidt zu wirken gesucht, zuerst durch seine Broschüre „Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien“ (Leipzig 1899), die freilich mit der unsicheren Haltung, die sie dem damals geltenden amtlichen Lehrplan gegenüber einnahm, nicht geeignet war bei Freunden des Gymnasiums eine günstige Meinung für das, was

kommen sollte, zu erwecken. Größeren Wert hatten ein Jahr später die Schrift „Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht", die ein eigenartiges und nützliches Programm aufstellte, und vollends dann die selbständige Ausführung dieses Programmes in den drei Bändchen der „Realistischen Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Altertums" (Leipzig 1900. 1901). Der erste Teil enthält Mathematik, der zweite Astronomie und Geographie, der dritte Technik; naturgemäß berühren sie sich stellenweise mit dem später erschienenen Lesebuch von Wilamowitz. Für eine zweite Auflage möchte ich empfehlen, die Benutzung sowohl dem Lehrer wie dem eifrigen Schüler, der die gebotenen Anregungen gern weiter verfolgen würde, dadurch zu erleichtern, daß den einzelnen Abschnitten die ursprünglichen Nummern von Kapiteln und Paragraphen beigedruckt werden, nicht neue, ganz zufällige, die sich aus der Reihenfolge innerhalb der hier getroffenen Auswahl ergaben. — Der Verfasser ist von dem äußeren Erfolg seiner Arbeit nicht befriedigt; er hatte die Stärke des Beharrungsvermögens, das sich neuen Gedanken im Unterricht entgegenstellt, unterschätzt (Berl. philol. Wochenschr. 1903 Sp. 182 f.). Nun sucht er in einer besonderen Schrift sein Unternehmen zu rechtfertigen: „Kritik der Kritiken. Ein Wort zur Abwehr und zur Verteidigung der realistischen Chrestomathie" (Leipzig 1906). Eine wenig erquickliche Lektüre, aus der man nur erfährt, wie ein verdienter Mann die Bedenken und Mißverständnisse, auf die sein Werk gestoßen ist, persönlich bitter empfindet. Um so verwunderlicher übrigens erscheint unter diesen Umständen die Animosität, mit der Professor Schmidt mein hier vorliegendes Buch, in dem er eine Förderung auch seiner Wünsche hätte sehen können, ablehnen zu müssen geglaubt hat (Berl. philol. Wochenschr. a. a. O.). Sie soll mich nicht hindern, ihn auch künftig als wertvollen, ob auch unfreundlichen, Bundesgenossen zu schätzen und für die Verbreitung und Benutzung seiner Chrestomathie wie bisher in meinem Kreise zu wirken — „nach Kräften", muß ich wieder hinzusetzen.

Eine reine Freude bereiten desselben Gelehrten „Terminologische Studien", als zweites Heft seiner „Altphilologischen Beiträge" im Jahre 1905 erschienen. In der ersten der darin enthaltenen Untersuchungen wird der Ursprung des Namens ὑποτείνουσα erklärt, in der zweiten der von *summa* beim Rechnen und der Bedeutungswechsel von ὑπάτη (χορδή). Vgl. vorn S. 17.

9. (S. 11.) Über ἱστορία vgl. was im Anschluß an Gomperz und im Widerspruch gegen Wilamowitz Nestle ausgeführt hat, „Euripides der Dichter der griechischen Aufklärung" (1901) S. 393.

10. (S. 12.) Herm. Diels: „Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus". Leipzig 1899.

11. (S. 13.) Dies zeigen u. a. die von Diels S. 38 beigebrachten Stellen.

12. (S. 15.) Sehr recht, daß Schmidt diesen Abschnitt in seine Realistische Chrestomathie (III § 62) aufgenommen hat. Übersetzt findet er sich bei Gerland und Traumüller, Geschichte der physikalischen Experimentierkunst (Leipzig 1899) S. 28 f., und, etwas gekürzt, in dem anregenden Schriftchen von Nikolaus Bödige, Das Archimedische Prinzip als Grundlage physikalisch-praktischer Übungen (Osnabrück 1901) S. 3 f.

13. (S. 16.) Ob der hier angedeutete Zusammenhang innerhalb der Entdeckungen des Archimedes schon anderswo ausgesprochen ist, weiß ich nicht.

14. (S. 17.) Zwei anschauliche Beispiele dieser Art teilt Günther in seiner „Geschichte der antiken Mathematik und Naturwissenschaft" (Handbuch der klass. Altertumswissenschaft V, 1) aus Eutokios mit.

15. (S. 17.) „Das Rechenbuch des Maximus Planudes. Μαξίμου μοναχοῦ τοῦ Πλανούδη Ψηφοφορία κατ' Ἰνδοὺς ἡ λεγομένη μεγάλη. Nach den Hss. der Kaiserl. Bibliothek zu Paris herausgegeben" von C. J. Gerhardt. Halle 1865. Der Abschnitt über Addition (περὶ συνθέσεως) mit einem Beispiel (Gerhardt S. 3—5) ist abgedruckt bei Schmidt, Terminolog. Studien S. 57—60.

16. (S. 18.) Allerdings scheint schon Archimedes auch ein rechnerisches Verfahren zum Ausziehen von Quadratwurzeln besessen zu haben, das aber im einzelnen nicht sicher erkannt ist; s. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik I (1880) S. 272.

17. (S. 19.) Die Fassung dieses Gedankens in der ersten Auflage war mißverständlich, worauf u. a. hingewiesen hat W. Lorey, „Die Mathematik und das klassische Altertum", Zeitschr. f. d. Gymnasialw. LVII (1903) S. 815—822. Der Aufsatz geht auf den Grundgedanken meines ersten Kapitels mit kritischen Bemerkungen ein und kommt zuletzt zu dem Ergebnis, das ich freilich nicht annehmen kann, es handle sich hier um eine Aufgabe, die dem Realgymnasium und der Oberrealschule ebenso zu stellen sei wie dem Gymnasium.

17a. (S. 19.) In deutscher Übersetzung findet man dieses köstliche Stück in Wolfs Klassischem Lesebuch (1906) S. 256 ff.

18. (S. 20.) In Euklids siebentem Buche lauten die entsprechenden Definitionen: 17. Ὅταν δύο ἀριθμοὶ πολλαπλασιάσαντες ἀλλήλους ποιῶσί τινα, ὁ γενόμενος ἐπίπεδος καλεῖται, πλευραὶ δὲ αὐτοῦ οἱ πολλαπλασιάσαντες ἀλλήλους ἀριθμοί. 18. Ὅταν δὲ τρεῖς ἀριθμοὶ πολλαπλασιάσαντες ἀλλήλους ποιῶσί τινα, ὁ γενόμενος στερεός ἐστιν, πλευραὶ δὲ αὐτοῦ οἱ πολλαπλασιά-

σαντες ἀλλήλους ἀριθμοί. 19. Τετράγωνος ἀριθμός ἐστιν ὁ ἰσάκις ἴσος ἢ ὑπὸ δύο ἴσων ἀριθμῶν περιεχόμενος. 20. Κύβος δὲ ὁ ἰσάκις ἴσος ἰσάκις ἢ ὑπὸ τριῶν ἴσων ἀριθμῶν περιεχόμενος. Max C. P. Schmidt, der im ersten Bändchen seiner Chrestomathie § 20 einige arithmetische Definitionen von Euklid mitteilt, hat gerade diese besonders interessanten ausgelassen.

19. (S. 20.) So urteilt Cantor a. a. O. 139.

20. (S. 21.) Aristoteles definierte den Körper als τὸ πάντῃ διάστασιν ἔχον (z. B. περὶ οὐρανοῦ I 7 S. 274[b], 20). und urteilte: τὸ σῶμα μόνον ἂν εἴη τῶν μεγεθῶν τέλειον· μόνον γὰρ ὥρισται τοῖς τρισίν. τοῦτο δ' ἐστὶ πᾶν. Danach sei deutlich, ὡς οὐκ ἔστιν εἰς ἄλλο γένος μετάβασις, ὥσπερ ἐκ μήκους εἰς ἐπιφάνειαν, εἰς δὲ σῶμα ἐξ ἐπιφανείας· οὐ γὰρ ἂν ἔτι τὸ τοιοῦτον τέλειον εἴη μέγεθος· ἀνάγκη γὰρ γίγνεσθαι τὴν ἔκβασιν κατὰ τὴν ἔλλειψιν, οὐχ οἷόν τε δὲ τὸ τέλειον ἐλλείπειν. πάντῃ γάρ ἐστιν (ebenda I 1 S. 268[a], 23; [b], 1 ff.). In der Konstatierung, daß es unmöglich sei weiter zu denken, liegt beinahe schon der Ansatz, es doch zu versuchen, und damit der Keim zu den Spekulationen der Neueren. — Neben διάστασις gebraucht Aristoteles auch die neutrale Form διάστημα, die später die geläufigere geworden zu sein scheint. Daß der Ausdruck auch auf Zahlen angewendet wurde, seit es die Begriffe ἐπίπεδοι ἀριθμοί, στερεοὶ ἀριθμοί gab, darf man annehmen.

21. (S. 22.) Brief d'Alemberts vom 17. September 1764 (Oeuvres de Frédéric le Grand XXIV p. 384).

22. (S. 22.) Oder soll man glauben, daß d'Alembert die Stelle des Aristoteles im Sinne gehabt habe? Polit. VIII 6: Δεῖ παῖδας ἔχειν τινὰ διατριβήν· καὶ τὴν Ἀρχύτου πλαταγὴν οἴεσθαι γενέσθαι καλῶς, ἣν διδόασι τοῖς παιδίοις, ὅπως χρώμενοι ταύτῃ μηδὲν καταγνύωσι τῶν κατὰ τὴν οἰκίαν· οὐ γὰρ δύναται τὸ νέον ἡσυχάζειν. αὕτη μὲν οὖν ἐστι τοῖς νηπίοις ἁρμόττουσα τῶν παιδιῶν, ἡ δὲ παιδεία πλαταγὴ τοῖς μείζοσι τῶν νέων.

23. (S. 23.) Euripides Fragm. 910 (Nauck) = 902 (Dindorf). Wilamowitz' feine Emendation (zuletzt im Lesebuche, Erläut. S. 186): πῇ τε συνέστη καὶ ὅπως καὶ ὅθεν, hat Nestles Beifall gefunden, ist aber doch wohl von denen, die den Autor korrigieren und nicht die Überlieferung. Der Dichter will gerade andeuten, wie dieselbe Frage sich immer aufs neue hervordrängt: „wie sie entstand, und wie nur, und auf welche Weise."

24. (S. 24.) Dieser Gedanke ist weiter ausgeführt in meinem Aufsatze „Die Unfreiheit des einzelnen innerhalb der modernen Kultur", Monatschr. für höh. Schulen II (1903) S. 369—377.

25. (S. 27.) Diogenes Laert. IX 22: πρῶτος οὗτος τὴν γῆν ἀπέφηνε σφαιροειδῆ καὶ ἐν μέσῳ κεῖσθαι.

26. (S. 27.) Aristoteles περὶ οὐρανοῦ II 13 (S. 293[a], 20 ff.): Οἱ περὶ τὴν Ἰταλίαν, καλούμενοι δὲ Πυθαγόρειοι, . . . ἐπὶ μὲν . . . . τοῦ μέσου πῦρ εἶναί φασι, τὴν δὲ γῆν ἓν τῶν ἄστρων οὖσαν, κύκλῳ φερομένην περὶ τὸ μέσον νύκτα τε καὶ ἡμέραν ποιεῖν. Plutarch (περὶ τῶν ἀρεσκόντων φιλοσόφοις φυσικῶν δογμάτων III 13, bei Diels Doxogr. Graec. p. 378), der Ähnliches berichtet, nennt ausdrücklich den Philolaos.

27. (S. 27.) Bei Platons Schüler Herakleides Pontikos und bei Aristarch von Samos (um 250 v. Chr.). Die näheren Angaben findet man in Günthers „Geschichte der antiken Mathematik und Naturwissenschaft"; auch Wilamowitz gibt einen kurzen Überblick über diese Entwicklung in der Einleitung zum vierten Abschnitt seines Lesebuches.

28. (S. 27.) Dies ist in ansprechender Weise ausgeführt in dem Buche des Dänen Troels-Lund: „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten", deutsch von Leo Bloch (Leipzig 1900). Der Verfasser verfolgt die Entwicklung der Ansichten, die er mehr von der ästhetischen als von der astronomischen Seite faßt, bis ins 16. Jahrhundert und zeigt dann, wie Kopernikus und an ihn anschließend Giordano Bruno der Weltanschauung eine neue Grundlage und damit neue Aufgaben geschaffen haben. In der Vorrede an den Papst, mit welcher Kopernikus diesem sein Werk widmete, beruft er sich selbst auf die Vorläufer, die er im Altertum gehabt habe. Dieses interessante Stück ist jetzt, in deutscher Übersetzung, bequem zugänglich in Dannemanns Grundriß der Geschichte der Naturwissenschaften I² (1902) S. 27 ff.; es kann in wenigen Minuten den Schülern vorgelesen werden.

29. (S. 27.) Dieser Wunsch, schon früher von mir geäußert (Unsere Erziehung durch Griechen und Römer [1890], S. 32 f.), hat auch bei manchen Vertretern der exakten Wissenschaft Anklang gefunden, bei anderen freilich lebhaften Widerspruch. Hoffentlich führt die Diskussion darüber weiter.

30. (S. 28.) Diese Angaben, und was sonst im Text über die Planetenwoche gesagt ist, verdanke ich der erschöpfenden und scharfsinnigen Untersuchung von Emil Schürer, „Die siebentägige Woche im Gebrauche der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte", Zeitschr. f. d. neutestamentl. Wissenschaft u. d. Kunde des Urchristentums VI (1905) S. 1—66.

31. (S. 32.) Die Zeitbestimmung gründet sich auf den sorgfältigen Exkurs zu Sophokles Oed. Tyr. 1137 in der Ausgabe von Jebb (Cambridge 1893).

32. (S. 32.) Hierfür bietet nützliches Material in sachgemäßer Bearbeitung Franz Harder, Astrognostische Bemerkungen zu den

römischen Dichtern, Berlin (Progr. Luisenst. Gymn.) 1893. Lehrreich und anregend, obwohl nicht unbedingt zuverlässig, ist die Abhandlung von Otto Willmann: Sternkundliches bei der Autorenlektüre (Lehrpr. u. Lehrg. VIII [1886] S. 21—32). Sicherste Auskunft über die astronomischen Grundverhältnisse, auch über die Bedeutung der angewandten Termini, gibt das ältere Programm von Hartwig: Über die Berechnung der Auf- und Untergänge der Sterne, Schwerin 1861.

33. (S. 32.) Horaz od. III 29, 18 mit Kießlings Anmerkung.

34. (S. 33.) Ein vortreffliches Hilfsmittel, um die wechselnden Stellungen der Sterne sowie die Zeiten ihres Auf- und Untergehens zu finden, ist die drehbare Karte des Sternenhimmels von A. Klippel, die im Verlage der Deutschen Lehrmittel-Anstalt (Franz Heinr. Klodt) in Frankfurt a. M. erschienen ist und Mk. 1,20 kostet. Bei der Benutzung muß man daran denken, daß Griechen und Römer südlicher wohnten als wir, also weniger Circumpolarsterne, mehr Sterne des südlichen Himmels sahen. In wie wirksamer Weise der naturwissenschaftliche Unterricht dem philologischen in die Hände arbeiten kann, zeigt u. a. das Lehrbuch der Physik von Hermann Püning (3. Aufl. Münster 1903), dem ich das vorn über Σ 488 Gesagte verdanke.

35. (S. 35.) Das habe ich schon vor längerer Zeit (zuerst 1889) anzuregen gesucht (s. jetzt „Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform", S. 238). Etwas weiter ausgeführt ist der Gedanke in dem Vortrag über „Die Stellung des geographischen Unterrichts am Gymnasium, besonders sein Verhältnis zum geschichtlichen", den ich Pfingsten 1902 auf der Versammlung des Deutschen Gymnasialvereins in Bonn gehalten habe; im Auszuge abgedruckt in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium", und in Hettners Geographischer Zeitschrift VIII (1902) S. 465 ff. Daß man in Fachkreisen meine Vorschläge so verstanden hat, als enthielten sie eine Beeinträchtigung oder Gefährdung des geographischen Unterrichts, ist eine Tatsache, die ich als solche verzeichnen muß.

36. (S. 37). Wer Philippsons inhaltreiches Buch „Das Mittelmeergebiet. Seine geographische und kulturelle Eigenart" (Leipzig 1904) aufmerksam durchliest, gewinnt für die eigne geographische Bildung mehr, als wer sich in derselben Zeit mit einem vollständigen Lehrbuch der Erdkunde von gleichem äußeren Umfange beschäftigt. Das wird vielleicht jeder zugeben. Sollte für den Unterricht auf seiner oberen Stufe nicht dasselbe gelten?

37. (S. 37). Darüber s. Max C. P. Schmidt, Realistische Chrestomathie II S. 111, und Hermann Wagner, Lehrbuch der Geographie I (1900) S. 56.

38. (S. 38.) Mich hat alles, was seither über die Frage gesagt und geschrieben worden ist, in der Überzeugung nicht irre gemacht, daß Dörpfeld auf dem rechten Wege ist. Wer sich orientieren will, findet seine Hauptäußerungen jetzt vereinigt in dem Hefte: „Leukas. Zwei Aufsätze über das homerische Ithaka“; Athen (Beck u. Barth) 1905. Unter den Gegnern verdient am aufmerksamsten gehört zu werden Gustav Lang, „Untersuchungen zur Geographie der Odyssee“, Karlsruhe 1905.

39. (S. 40.) Karl Neumann, Physikalische Geographie von Griechenland, mit besonderer Rücksicht auf das Altertum; nach des Verfassers Tode bearbeitet und herausgegeben von Jos. Partsch, Breslau 1885. Dort sind die Strömungen im Mittelmeer S. 142, die Ursachen und Wirkungen des sommerlichen Nordwindes S. 94 ff. besprochen.

40. (S. 40.) Der Gedanke ist ausgesprochen von Heinrich Nissen, Italische Landeskunde, I (1883) S. 103. Auch die in Anm. 41 zitierte Theorie des Aristoteles hängt mit der Beobachtung des Strömens in der Straße von Gibraltar zusammen. — Nissens Buch, von dem der zweite Teil im J. 1902 erschienen ist, bietet für Italien ähnlich reiche Belehrung wie Neumann-Partsch für Griechenland. Das ganze Gebiet der alten Welt umfaßt Heinrich Kiepert in seinem „Lehrbuch der alten Geographie“ (Berlin 1878).

41. (S. 40.) Was Herodot VIII 129 von Ebbe und Flut bei Potidäa erzählt, scheint doch anderer Art zu sein. Daß die Ausdrücke ἄμπωτις und πλήμη oder πλημμυρίς alle, nicht bloß die regelmäßigen, Erscheinungen des Anschwellens und Zurückweichens der See bezeichneten, lehren auch Beispiele bei Polybios: ἀνελπίστως I 39 in der kleinen Syrte, παραδόξου γενομένης ἀμπώτεως XX 5 an der Küste von Böotien. Aristoteles glaubte, daß die Flut vom Atlantischen Ozean hereinkomme (vgl. Anm. 40), dort aber durch Sonne und Wind erzeugt werde: Ἀριστοτέλης καὶ Ἡρακλείδης ὑπὸ τοῦ ἡλίου τὰ πλεῖστα τῶν πνευμάτων κινοῦντος καὶ περιφέροντος· ὑφ' ὧν ἐμβαλλόντων μὲν προωθουμένην ἀνοιδεῖν τὴν Ἀτλαντικὴν θάλασσαν, καὶ κατασκευάζειν τὴν πλήμμυραν, καταληγόντων δ' ἀντιπερισπωμένην ὑποβαίνειν, ὅπερ εἶναι τὴν ἄμπωτιν (Diels Doxogr. Gr. p. 382). Pytheas, der am offenen Weltmeer die Gezeiten beobachtet hatte, erkannte das Richtige: Πυθέας ὁ Μασσαλιώτης τῇ πληρώσει τῆς σελήνης καὶ τῇ μειώσει τὰς ἑκατέρου τούτων αἰτίας ἀνατίθησιν (Diels p. 383). Diese Ansicht drang aber nur langsam durch. Näheres darüber bei Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen (1887—1893); besonders II S. 113 ff. und IV S 73 ff.

42. (S. 43.) Die Mareotischen Reben nennt Vergil Georg. II 92 ***pinguibus terris habiles.*** Eine Übersicht erst der Rebensorten, dann der wichtigsten Pflanzstätten des Weines gibt Plinius Nat. hist. XIV 4. 8 f., der dabei bemerkt: ***manifestum est patriam terramque referre non uvam.***

43. (S. 44.) Das Genauere bei Mommsen, Römische Geschichte Bd. V, in dem Kapitel über die gallischen Provinzen.

44. (S. 44.) Dies hat Nissen, Italische Landeskunde I S. 301, hervorgehoben und in erläuternden Zusammenhang gestellt. Mit lebhafter Phantasie ausgeführt ist die Entwicklung des Begriffes bei Zielinski, Die Antike und wir, S. 35.

45. (S. 44.) Zu diesem Bedenken geben die Ausführungen von Nissen a. a. O. 420. 436 f. Anlaß.

46. (S. 48.) Jakob Mayer (k. k. Professor und praktischer Imker zu Budweis), Fachlicher Sach-Kommentar zu Vergils Preisgedicht auf die Bienen und ihre Zucht (Budweis 1902).

47. (S. 49.) Darauf weist Alfred Philippson in seiner lehrreichen Schrift „Griechenland und seine Stellung im Orient" (1897) hin, S. 12.

48. (S. 49.) Genauere Angaben u. a. bei Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 167.

49. (S. 49.) Stellen, an denen man den Primaner selbst hierüber etwas finden lassen kann, sind: Cornel. Att. 13, 3 (***plurimi librarii***); Cicero ad Att. IV 4b (***velim mihi mittas de tuis librariolis duos aliquos, quibus Tyrannio utatur glutinatoribus***); XIII 12, 2 (***Ligarianam praeclare vendidisti; posthac, quicquid scripsero, tibi praeconium deferam***).

50. (S. 50.) Die Parallele ist glänzend durchgeführt in einem Vortrage von Eduard Meyer: „Die Sklaverei im Altertum" (Dresden 1898); doch ist die Anlage der Gedankenentwicklung darin (s. besonders S. 24) etwas zu deduktiv, um völlig überzeugen zu können.

51. (S. 50.) Karl Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum (Leipzig 1900; die angeführte Stelle S. 158). Eine vortreffliche Schutzschrift für die soziale und politische Seite des Altertums.

52. (S. 51.) Diese Anschauungen verdanke ich einer Studie meines Bruders Friedrich über „die Stellung der arbeitenden Klassen in Hellas und Rom", in Ilbergs und Richters „Neuen Jahrbüchern" II (1899) S. 686—702.

53. (S. 52.) Daß ich in diesem Abschnitte der zuverlässigen Darstellung von Hultsch (Griechische und römische Metrologie, 2. Aufl. 1882) folge, soll doch ausdrücklich erwähnt werden.

54. (S. 54.) Diese Wirkungen sind klar skizziert in Eduard Meyers Geschichte des Altertums II (1893) § 348 und (für Athen) § 401.

55. (S. 54.) Friedrich Cauer, „Parteien und Politiker in Megara und Athen“ (Stuttgart 1890), legt die Folgen dar, die in beiden Städten die Verbreitung des Geldes gehabt hat, und die politische Entwicklung, die dadurch bedingt war. Über die Frage, was Solon und was Peisistratos für die Sanierung der athenischen Zustände geleistet haben, urteilt ähnlich Pöhlmann (Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus II S. 158), anders Eduard Meyer.

56. (S. 61.) Auch zu dieser Erwägung regt ein Satz des Aristoteles (Pol. IV 12 = S. 1296 b, 40 ff.) bei Wilamowitz (S. 163, 16 f.) an: οὐθὲν γὰρ φοβερόν, μή ποτε συμφωνήσωσιν οἱ πλούσιοι τοῖς πένησιν ἐπὶ τούτους [τοὺς μέσους]· οὐδέποτε γὰρ ἅτεροι βουλήσονται δουλεύειν τοῖς ἑτέροις.

57. (S. 61.) Naumann: Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik. Berlin-Schöneberg 1900; zweite Aufl. 1904. — Ein Buch, dessen Ratschläge um so ernsteres Nachdenken herausfordern, weil in den Beobachtungen, von denen sie ausgehen, viel Richtiges ist.

58. (S. 61.) Im *Antimacchiavel,* den Friedrich noch als Kronprinz in Rheinsberg verfaßte, heißt es (Oeuvres VIII p. 225): *Un prince ne remplit que la moitié de sa vocation, s'il ne s'applique qu'au métier de la guerre; il est évidemment faux qu'il ne doit être que soldat, et l'on peut se souvenir de ce que j'ai dit sur l'origine des princes. Ils sont juges d'institution; et s'ils sont généraux, ce n'en est qu'un accessoire.* Und gegen Ende seines tatenreichen Lebens, in einem Aufsatz aus dem Jahre 1777, schreibt er (Oeuvres IX p. 196): *Qu'on s'imprime bien, que la conservation des lois fut l'unique raison, qui engagea les hommes à se donner des supérieurs, puisque c'est la vraie origine de la souveraineté.*

59. (S. 60.) Zu dem Vergleich zwischen Irländern und Abessiniern regt K. Schenk an in dem nützlichen Buche „Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Für die Hand des Lehrers sowie zum Selbstunterricht“ (Leipzig 1896) S. 9 f. Er fragt zum Schlusse: „Wird den Iren einmal ein Epaminondas erstehen?“

60. (S. 64.) Dies erfahren wir unmittelbar aus den Briefen, die Cicero als Statthalter von Cilicien geschrieben hat. Vgl. auch unten Anm. 71.

61. (S. 64.) Dieses Verhältnis hat mit einer Fülle von Wissen und von politischer Einsicht Karl Wilhelm Nitzsch dargelegt in seiner „Geschichte der Römischen Republik, nach hinterlassenen

Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Thouret", Leipzig 1884.85. Vgl. besonders Bd. II S. 24 f. 43 ff. 61.

62. (S. 65.) Für die Kritik, die Sokrates übt, sind Stellen wie Xenophon Memorab. I 2, 9 und III 9, 10, Platon Protag. 10 (S. 319 B—D) auch den Schülern leicht zugänglich. Die Entgegnung des Protagoras beginnt S. 322 A.

63. (S. 66.) Dies ist ausgesprochen in dem früher (Anm. 39) angeführten Buche von Neumann und Partsch S. 202.

64. (S. 68.) Schätzenswerte Anregung, dies schon auf dem Gymnasium mehr als bisher zum Bewußtsein zu bringen, hat Paul Krückmann, Professor an der Universität Münster, gegeben: „Der Unterricht an den höheren Schulen und die römische Rechtsgeschichte", Monatschrift für höhere Schulen IV (1905) S. 577—587. Es wird darauf ankommen, durch Überlegung und durch praktische Versuche die Stellen ausfindig zu machen, an denen Gedanken dieser Art hereingebracht werden können, ohne den Lehrplan mit etwas wie einem neuen Fach zu belasten. Übrigens würde es auch Beifall und Ermutigung verdienen, wenn man hier oder dort wagen wollte, dem Vorgange des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin zu folgen, an dem ein fakultativer Unterricht in juristischer Propädeutik von altersher besteht.

65. (S. 68.) Diogenes Laertius II 40. Dasselbe erzählt Cicero, de oratore I § 231.

66. (S. 69.) Doch besteht hier nicht bloß Gegensatz. Auch positiv kann das Verständnis unseres Heerwesens durch das Studium des antiken gefördert werden, weil dieses Studium seinerzeit — dargestellt hauptsächlich durch des Justus Lipsius Werk *De militia Romana* (Leyden 1595) — auf die modernen Einrichtungen großen Einfluß geübt hat. Dies ist nachgewiesen von Gustav Roloff, „Moritz von Oranien und die Begründung des modernen Heeres", Preuß. Jahrb. 111 (1903), S. 255—276.

67. (S. 71.) Zum Verständnis der Horazischen Ode III 3 ist man allmählich durchgedrungen. Walther Gebhardi („Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz" [Paderborn und Münster 1885] S. 214 f.) meinte, die Warnung, welche Horaz der Juno in den Mund legt, sei dadurch veranlaßt, daß damals „mit Vor„liebe die bei Hofe verkehrenden Familien anfingen ihre trojanische „Abkunft geltend zu machen, in Nachäffung der fürstlichen Familie". Gegen solches „Schwelgen in den troischen Erinnerungen", durch die „der Zusammenhang mit der Republik unterbrochen werden sollte", habe Horaz freimütigen Einspruch erhoben. Dazu scheint es allerdings zu stimmen, was Gebhardi hervorhebt, daß Vergil, der

doch selbst vor anderen jene Bestrebungen vermittelte und unterstützte, die Götterkönigin eine ähnliche Warnung aussprechen läßt, XII 823—828. Aber Horaz spricht so ausdrücklich und anschaulich von dem Wiederaufbau der Stadt, daß es schwer hält seine Worte bloß bildlich zu verstehen (V. 57—68). Mommsen hatte deshalb gewiß recht, als er, im Zusammenhang einer historischen und politischen Würdigung der sechs Römeroden (Sitzungsberichte der Akad. der Wissensch. zu Berlin, 1889, S. 23—35; jetzt in den Reden und Aufsätzen S. 168 ff.), vermutete, eben die Verlegung der Hauptstadt, von der Horaz abrät, sei in jener Zeit vielfach besprochen worden und ein Gegenstand ernster Besorgnis für die römische Gesellschaft gewesen. Mommsen glaubt, die Befürchtungen hätten sich auf Antonius bezogen; ich habe zu begründen gesucht, daß vielmehr Augustus selber es war, dem man solche Pläne zutraute, gegen die nun der Dichter mit scheinbarer Kühnheit protestiert, während er in Wirklichkeit genau wußte, daß er dem Herrscher einen erwünschten Dienst leistete (Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz [1892] S. 53 f.).

68. (S. 73.) Heinrich Nissen, Der Ausbruch des peloponnesischen Krieges (Histor. Zeitschrift 63 [1889] S. 385 ff.) hat dies überzeugend dargetan, obwohl er selbst mit der überseeischen Großmachtspolitik des Perikles gar nicht einverstanden ist, sondern auf seiten der Bauernpartei steht (S. 396 f.). Vgl. dazu vorn S. 98.

68a. (S. 74.) In anderem Zusammenhange (S. 96 und Anm. 83) wird auf die Kunst hingewiesen werden, mit der Thukydides die Motive, die für und die gegen den Krieg sprachen, in den Reden des Nikias und Alkibiades dargelegt hat. Es müßte seltsam zugehen, wenn hier jugendliche Leser nicht für den Jüngling Partei ergriffen.

69. (S. 75.) Nitzsch in dem oben Anm. 61 zitierten Werke II S. 84 ff., und schon früher (1847) in der Schrift „Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger".

70. (S. 78.) Zielinski in seinem schönen Buche „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" (Leipzig 1897) verfolgt den Einfluß, den Cicero mit seinem Namen und seinen Werken in der geistigen Geschichte der Menschheit gehabt hat; auf die letzte Stufe, die dem neunzehnten Jahrhundert angehört, geht er nicht ein, zeigt nur kurz, daß er sie nicht billigt. Aber als Frucht der eignen Zeit wie als Ansatz zu weiterer Entwicklung hat doch auch die heute geltende Denkweise ihr Recht. Deshalb freue ich mich der Ergänzung, die Zielinski durch eine Schrift von Friedrich Cauer erfahren hat: „Ciceros politisches Denken" (Berlin 1903). Pöhlmann, Geschichte des antiken

Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 486 ff., urteilt über Cicero etwas gar zu sehr von modernen sozialpolitischen Anschauungen aus, die der Römer freilich nicht gehabt hat, aber auch kaum haben konnte.

71. (S. 79.) Dies ist vortrefflich nachgewiesen in einem Vortrag, den Otto Eduard Schmidt auf der Görlitzer Philologen-Versammlung im Jahre 1889 über Brutus gehalten hat (Verhandlungen S. 165—185).

72. (S. 80) Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (4. Aufl. 1903), der (I 91 ff.) gegen eine bevorzugte Stellung der alten Geschichte im Unterricht in der gewöhnlichen Weise poltert, liefert gleich darauf, ohne es zu wollen, recht brauchbares Material gegen den erzieherischen Wert der neueren Geschichte. Er schildert (I 94) nach eignen Erlebnissen, wie verschieden „selbst die bestverbürgte Geschichte, die der letzten drei Jahrhunderte (seit der Reformation)“ auf Schulen behandelt wird und wie in der Beurteilung dieser Zeiten „die uninteressierte Gerechtigkeitsliebe fast überall fehlt“. Das ist etwas übertrieben; richtig aber bleibt, daß hier nationales und konfessionelles Interesse unvermeidlich mitsprechen und der Objektivität des Urteils Eintrag tun. Eben deshalb wünschen wir als Grundlage historischer Bildung die alte Geschichte. „Unbefangenheit im Abwägen historischer Personen und Tatsachen muß an fremder Geschichte geübt sein, um sich in der eignen zu erproben“: so sagt Joseph Weisweiler in einer lesenswerten kleinen Schrift: „Die Literatur und Geschichte des klassischen Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung“ (Paderborn 1891), S. 13.

73. (S. 81.) Ranke, Aufsätze zur eignen Lebensgeschichte (Weltgeschichte, Textausgabe, IV S. 693). Mit dem angeführten Satze schließt ein Abschnitt, in dem Ranke erzählt was ihm als Jüngling die alten Historiker bedeutet haben, die er einzeln bespricht. — Lesenswert ist der Vortrag von Otto Liermann, „Politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klassische Altertum“ (Heidelberg 1901; zuerst im Humanist. Gymnasium, Jahrg. XII), worin außer den Geschichtschreibern auch die übrigen Prosaiker behandelt werden.

74. (S. 83.) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke, Bd. III S. 186 bis 188.

75. (S. 85.) Xenophon als Humoristen nachzuweisen ist das Thema eines zu wenig bekannt gewordenen Programms von Schimmelpfeng: „Zur Würdigung von Xenophons Anabasis“, Pforta 1870.

76. (S. 87.) Τάδε γράφω, ὥς μοι ἀληθέα δοκεῖ εἶναι· οἱ γὰρ Ἑλλήνων λόγοι πολλοί τε καὶ γελοῖοι, ὡς ἐμοὶ φαίνονται, εἰσίν: damit eröffnete Hekatäos seine „Genealogien“. Herodot ging darauf aus, jede Überlieferung in ihrer Selbständigkeit festzuhalten und mit anderen zu vergleichen, um aus ihnen diejenige zu finden, die das klarste Bild der Ereignisse gäbe. Daß damit zu einer positiven Kritik der erste, entscheidende Schritt getan war, hat Nitzsch gezeigt in seinem höchst lesenswerten „Überblick über die Geschichte der Geschichtschreibung bis auf Niebuhr“, der als Einleitung zu der von Thouret herausgegebenen Geschichte der Römischen Republik abgedruckt ist (s. oben Anm. 61).

77. (S. 87). Die Absicht zu loben merkt man in der Ausführlichkeit, mit der wiederholt von Artemisia erzählt wird (Plut. 43), die entgegengesetzte z. B. bei dem Kindermorde des Ameinokles (VII 190; Plut. 30).

78. (S. 88). Franz Helm, Materialien zur Herodotlektüre, mit Rücksicht auf verwandte Gebiete und im Sinne des erziehenden Unterrichts. Darmstadt (Gymn.-Progr.) 1900. 1903. Hier wird I S. 7 ff. an der Praefatio beider Geschichtswerke der Vergleich durchgeführt.

79. (S. 91.) Mommsen, Römische Geschichte, Buch V Kap. 5, in einer Anmerkung.

80. (S. 92.) Eine gute Erörterung der Frage „Ist Sallust ein Parteischriftsteller?“ bietet das Programm von Carl Gerstenberg (Berlin, Friedrichs-Realg. 1893), das ich mehrfach benutzt habe. In der Beurteilung von Cat. 38, 3 ist er freilich selber ähnlich ungerecht wie Sallust, indem er die Hälfte des Satzes, die von der Volkspartei spricht, wegläßt.

81. (S. 96.) Dies hat unser verstorbener Ivo Bruns, „Das literarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jhdt.“ (Berlin 1896) S. 1 bis 34, mit feinem Sinne nachgewiesen.

82. (S. 96.) Wilamowitz, Aristoteles und Athen (1893) I S. 117. Dagegen Eduard Meyer, Forschungen zur alten Geschichte II (1899) S. 363. 387. Die Charakteristik freilich, die Wilamowitz neuerdings in seiner Skizze der „griechischen Literatur des Altertums“ von Thukydides gegeben hat (Die Kultur der Gegenwart, Teil I Abteilung VIII [1905] S. 62—64), hinterläßt nicht den Eindruck, daß der große Mann hier die Würdigung gefunden habe, die er verdiente.

83. (S. 96.) Es kann für Primaner gar keine fruchtbarere Aufgabe geben als die, gerade in jenen Reden von Nikias und Alkibiades, nachdem sie mit eigner Kraft verstanden sind, den Gedankengang im großen wie im einzelnen klarzustellen, dann die sachliche

Würdigung beider Standpunkte zu versuchen (vgl. Anm. 68a.) *Expertus loquor.* Dem Vorschlage, die Thukydides-Lektüre einzuschränken, mit dem Wilamowitz zuerst in seiner Denkschrift Ostern 1900 hervortrat, habe ich von Anfang an widersprochen; daß das recht war, ist mir zu immer festerer Überzeugung geworden, je mehr Stücke des großen Werkes ich seitdem selbst mit meinen Schülern durchgearbeitet habe.

84. (S. 98.) Nissen in der vorher (Anm. 68) angeführten Abhandlung S. 421. 423—425.

85. (S. 99.) Dem in Anm. 81 erwähnten Buche folgte zwei Jahre später die kleinere Studie „Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten“, die sich hauptsächlich mit der Vergleichung von Polybios und Livius, dann mit Tacitus beschäftigt. Durchweg anregend und fruchtbar. Inwiefern ich in der letzten Fragestellung etwas abweiche, ist vorn angedeutet (mit bezug auf Bruns S. 75 ff. 94).

86. (S. 101.) Vgl. besonders: Lichtwark, „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken, nach Versuchen mit einer Schulklasse herausgegeben“ (6. Aufl. Berlin 1906), und, unter seinem Einfluß entstanden, „Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg“ (3. Aufl. Hamburg 1902).

87. (S 102.) Konrad Lange, Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend (255 S.), Darmstadt 1893. In ähnlichem Sinne schrieb Ludwig Gurlitt, „Kunsterziehung“, in den Neuen Jahrbüchern X (1892) S. 177 ff. Leider ist dieser seitdem so sehr ἄλλην ὁδὸν ἄλλα κέλευθα gegangen, daß von ihm eine positive Mitwirkung für Aufgaben der Erziehung nicht mehr erwartet werden kann. Gerade auf dem Gebiete des Kunstunterrichtes ist mit beachtenswerten Gründen gegen ihn aufgetreten Friedrich Fischer, „Anregungen zur Kunstpflege am Gymnasium“, Progr. Merseburg 1906.

88. (S. 102.) Erfreuliche Mitteilungen aus eigner Praxis geben Moritz Müller, Bildende Kunst im Gymnasial-Unterricht (Progr. Bautzen 1899), und Paul Brandt, Vorschläge für den Kunstunterricht an Gymnasien (Progr. Bonn 1900). — Unter den mancherlei guten Büchern, die Schülern zur Einführung in die antike Kunst empfohlen werden können, verdienen doch hervorgehoben zu werden: Springers Handbuch der Kunstgeschichte, I. Das Altertum. 7. Aufl., völlig umgearbeitet von Adolf Michaelis (Leipzig 1904), und: Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Furtwängler und H. L. Urlichs. Handausgabe (2. Aufl. München 1904). Der Preis dieser Werke (gebunden das

erste 9 Mk., das andere 4,50 Mk.) wird allerdings für viele die Anschaffung hindern oder erschweren. Einen Bilderatlas wie den von Luckenbach (Kunst und Geschichte. Erster Teil: Abbildungen zur alten Geschichte. 5. Aufl. München 1904; kart. 1,80 Mk.) selbst zu besitzen kann jedem zugemutet werden.

89. (S. 103.) An der bekannten, von Bernays hervorgezogenen Stelle der Politik (VIII 7 = S. 1342[a], 19 ff.). Der uns befremdende Gedanke bezieht sich dort auf das Verhältnis des Publikums zur Musik.

90. (S. 105.) Wie die relative Schätzung der griechischen Kunstwerke und Kunstperioden sich im Laufe der Zeit stark geändert hat, ist von Reinhard Kekulé in einer Rektoratsrede ausgeführt: Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandlung im neunzehnten Jahrhundert (Berlin 1901).

91. (S. 106.) Klinger, Malerei und Zeichnung. 3. Aufl. 1899, S. 51.

92. (S. 107.) Dies ist etwas genauer ausgeführt in der gleich (Anm. 97) zu erwähnenden Schrift von Hildebrand, S. 119.

93. (S. 109.) Vgl. hierzu die anregende Schrift von Heinrich Bulle, „Klingers Beethoven und die farbige Plastik der Griechen" (München 1903), in der freudige Bewunderung und ernsthafte Kritik zusammenwirken.

94. (S. 109.) In den „Historischen und philologischen Aufsätzen Ernst Curtius gewidmet" (1884) S. 114. Die erwähnte Äußerung Welckers, aus dem J. 1838, steht Alte Denkmäler III S. 182.

95. (S. 100.) Diese Gedanken sind dem vorn erwähnten neueren Aufsatze von Michaelis entnommen: „Von griechischer Malerei", Deutsche Revue XXVIII (1903) S. 210—222. Zu näherer Begründung in bezug auf die Zeit des Perikles vgl. Eugen Petersen, Die Kunst des Pheidias am Parthenon und zu Olympia (Berlin 1873) S. 404 f. Über die Einwirkung Polygnots auf die Kunst der Bildhauer findet sich eine feine Bemerkung bei Robert, Die Nekyia des Polygnot (Halle 1892) S. 71 f.

96. (S. 110.) Conze, Über das Relief bei den Griechen, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1882 I S. 574 ff.

97. (S. 111.) Adolf Hildebrand, Das Problem der Form in der bildenden Kunst. 3. Aufl., Straßburg 1901. — Für die Beurteilung der modernen Kunst sind darin besonders wichtig Stellen wie S. 89. 106. 108.

98. (S. 113.) Diesen Gedanken hat Robert ausgesprochen — in bezug auf den Parthenonfries und auf die vermutete Anordnung in Polygnots Gemälde der Schlacht bei Marathon — zuletzt in dem

Winckelmannsprogramm von 1895: „Die Marathonschlacht in der Poikile und weiteres über Polygnot", S. 15.

99. (S. 115.) Der Satz ist der Vorrede zu einem Deutschen Lesebuch für eine obere Klasse entnommen! Äußerungen dieser Art gegenüber ist es doppelt erfreulich, mit welcher Achtung und mit wie unverkennbarer Geistesverwandtschaft einer unserer bildenden Künstler, und einer den man gewiß nicht zu den Hütern schulmeisterlicher Tradition rechnen wird, Max Klinger, über den Laokoon spricht; in der schon (Anm. 91) zitierten Schrift, S. 15. 27.

100. (S. 117.) Gottfried Semper, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder Praktische Ästhetik, I (1860) S. 7.

101. (S. 118.) Gespräche mit Eckermann III, 18. April 1827. Über die Bedeutung der Goethischen Beobachtung für die Analyse literarischer Werke vgl. Grundfragen der Homerkritik S. 246 f. Das Bild — *Il ritorno dei campi* — ist in Palazzo Pitti in Florenz.

102. (S. 119.) Die letzte Beobachtung ist entnommen der trefflichen Dissertation von Erwin Pollack (*Hippodromica* [Leipzig 1890], Kap. II); was vorher über die Pferde gesagt ist, den wertvollen „Studien zum Parthenon" von dem verstorbenen Wolfgang Passow (Philol. Untersuchungen, herausg. von Kießling und Wilamowitz, XVII, 1902). Passow hat festgestellt, daß „von 69 Pferden, deren „Gangart man genau sehen kann, 29 im Kontergalopp gehen: vorn „rechts hinten links 14, vorn links hinten rechts 15" — vollends eine künstlerische Freiheit, bei der Streben nach wirksamer Darstellung das einzige Gesetz war.

103. (S. 121.) Furtwängler, „Über Griechische Kunst" (Deutsche Rundschau, April 1905); ein gedankenreicher Aufsatz, der mir dazu geholfen hat, das in der ersten Auflage hier Angedeutete schärfer zu fassen.

104. (S. 122.) Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet. 1773. — Der angeführte Satz in Suphans Ausgabe V S. 646.

105. (S. 125.) Börne, Bemerkungen über Sprache und Stil. Gesammelte Schriften III S. 11.

106. (S. 130.) Demosthenes I. Phil. 20: τὰ μέγιστ' ἐν τοῖς ψηφίσμασιν αἱρούμενοι ἐπὶ τῷ πράττειν οὐδὲ τὰ μικρὰ ποιεῖτε.

107. (S. 133.) Am schärfsten und schönsten kommt dies in der Rede vom Kranze § 199 zum Ausdruck.

108. (S. 134.) Von Achill zu Justus Möser ist freilich ein weiter Sprung. Und doch möchte ich hier auf einen kleinen Aufsatz in dessen Patriotischen Phantasien (VI) hinweisen, der unter heutigen Verhältnissen vielleicht noch mehr gelesen zu werden verdient als

zur Zeit da er geschrieben wurde: „Keine Beförderung nach Verdiensten! An einen Offizier."

109. (S. 135.) Ich muß doch bekennen, daß ich zu den Schlußgedanken dieses Kapitels durch Gespräche mit meinem Bruder angeregt worden bin. Inzwischen hat er selber den Gegenstand etwas eingehender behandelt in dem Vortrag: „Individualismus und Gemeinsinn im klassischen Altertum"; abgedruckt im „Humanistischen Gymnasium" 1906 S. 185 ff.

110. (S. 138.) Daß die äußere Ausdehnung und Vermehrung der Gymnasien dem wissenschaftlichen Charakter des Unterrichtes geschadet hat und schaden mußte, wird oft gar nicht bedacht. Vgl. hierüber die Ausführungen in meiner Schrift „Zur freieren Gestaltung des Unterrichts" (Leipzig 1906) S. 12 ff. 18 ff.

111. (S. 138.) Es freut mich, für diesen Gedanken eine so wertvolle Zustimmung wie die von Friedrich Paulsen gewonnen zu haben, Deutsche Lit.-Ztg. 1906 Sp. 2304. Ausführung und Begründung der im Text nur angedeuteten Ketzerei — als solche muß sie einstweilen gelten — findet man in mehreren Stücken der Sammlung „Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform", besonders in einem Aufsatz von 1903, „Die äußere und die innere Unabhängigkeit des höheren Lehrerstandes".

112. (S. 139.) Dazu genügt es freilich nicht, gegebene Vorschriften pflichtmäßig auszuführen. Auf den einzelnen selber, und daß er ein persönliches Können rückhaltlos einsetze, kommt es jedesmal an. Diese Auffassung des Berufes bedarf wohl der Stärkung, wozu die schon erwähnte Schrift „Zur freieren Gestaltung des Unterrichtes" (S. 30 ff.) etwas beitragen möchte.

113. (S. 140.) Ungefähr so wird der Wechsel, der sich vollzogen hat, formuliert von Otto Immisch in zwei Aufsätzen der Neuen Jahrbücher mit dem langen Titel: „Die klassische Philologie als Schulwissenschaft" (II [1898] S. 241—261) und „Vom Gymnasium der Zukunft" (VI [1900] S. 305—324); der zweite ist zugleich eine Kritik des Wilamowitz'schen Gutachtens (s. Anm. 115). In bezug auf die Geschichte behandelt das pädagogische Problem, das hier erwachsen ist, Hermann Peter, „Die idealisierte Geschichte des griechischen Altertums auf dem humanistischen Gymnasium" (in denselben Jahrbüchern XVIII [1906] S. 218 ff.), der mit Wärme für die ältere und gegen die moderne Auffassung eintritt.

114. (S. 141.) Der Versuch, dies auf das Gebiet der Sprache anzuwenden, ist das Thema meiner Schrift „Grammatica militans".

115. (S. 141.) „Der griechische Unterricht auf dem Gymnasium", ursprünglich als Manuskript gedruckt, jetzt leicht zugänglich in den

„Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts" vom Juni 1900 (Halle a. S. 1901) S. 205—217. Für die Beurteilung verweise ich außer auf die in Anm. 113 und 116 angeführten Schriften auch auf meine Rezension in der Wochenschrift für klass. Philologie 1900 Sp. 913—923.

116. (S. 141.) Christian Muff, Humanistische und realistische Bildung (Berlin 1901) S. 83—85. Eine ausführlichere Kritik in ähnlichem Sinne — scharf, sachlich, klar geschrieben — gab Friedrich Aly, Humanismus oder Historismus (Marburg 1902). Ich selbst habe das Buch gern im Unterrichte benutzt und über die gesammelten Erfahrungen öffentlich berichtet: „Das griechische Lesebuch von Wilamowitz. Seine wissenschaftliche und seine praktische Bedeutung". Leipzig 1904.

117. (S. 143.) Wer dies noch bezweifelt, der lese die Schilderung der hellenistischen Literatur, die Wilamowitz in dem Anm. 82 erwähnten Werke („Die Kultur der Gegenwart") gegeben hat. Daß die Autoren der älteren Zeit als Bildner und Erzieher der Jugend den späteren Vertretern der griechischen Weltliteratur überlegen sind, kann man gar nicht wirksamer beweisen, als es hier der größte Kenner und Freund des Hellenismus — wider seinen Willen — getan hat.

118. (S. 144.) Die letzten beiden Sätze entnehme ich meinem Artikel „Griechischer Sprachunterricht" in dem von Loos herausgegebenen „Handbuch der Erziehung", Bd. I, Wien 1905.

119. (S. 145.) Erwin Rohde spricht in einem Briefe, anscheinend der 70er Jahre (bei Crusius, „Erwin Rohde, ein biographischer Versuch [Tübingen 1902], S. 70 f.), von dem „unsinnigen Widerspruch, „der darin liegt, die klassische Philologie zu einer ‚rein historischen' „Wissenschaft im modernsten Sinne zu degradieren — was sie ur-„sprünglich gar nicht war und sein wollte —, und doch ihr in den „Gymnasien einen Vorzug vor anderen ‚reinen' Historien einräumen „zu wollen." Was vorn gesagt ist, steht zu Rohdes Ansicht doch nur scheinbar im Gegensatz.

Register.

I.

II.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Die Kunst des Übersetzens. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Dritte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Exkurs über das Präparieren. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1903. geb. M. 3,60.

Grammatica militans. Erfahrungen und Wünsche auf dem Gebiete des altklassischen Unterrichtes. Zweite, vielfach verbesserte und zum Teil umgearbeitete Auflage. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1903. geb. M. 3,60.

Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz. Kiel und Leipzig (Lipius & Tischer) 1892. M. 1,60.

Anmerkungen zur Odyssee. Für den Gebrauch der Schüler. Vier Hefte. Berlin (G. Grotesche Buchhandlung) 1894—1897. Jedes Heft kart. M 1,20.

Beigaben zu Ilias und Odyssee (Stimmen des Altertums, Inhaltsangaben, Sachliches Register), Leipzig und Wien (G. Freytag u. F. Tempsky) 1905. steif geh. M 0,80.

Das griechische Lesebuch von Wilamowitz. Seine wissenschaftliche und seine praktische Bedeutung. Leipzig (B. G. Teubner) 1904. M. 0,80.

Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. Gesammelte Aufsätze. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1906. M. 4,00.

Zur freieren Gestaltung des Unterrichts. Bedenken und Anregungen. Leipzig (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher) 1906. M. 1,00.

Von deutscher Spracherziehung. Berlin (Weidmannsehe Buchhandlung) 1906. geb. M. 4,80.



Druck von G. Bernstein in Berlin.

